

n

ow
we

2993.

D. e. I. 104.

E u r o p a

vor, über, und nach dem vierzehnten

Julius.

Erstes Bändgen.

Dresden und Leipzig,
in der C. C. Richterſchen Buchhandlung

1791.

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a series of faint, illegible characters.

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a series of faint, illegible characters.

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a series of faint, illegible characters.

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a series of faint, illegible characters.

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a series of faint, illegible characters.

L 40



An den Leser.

Der Verfasser dieses Werks hat von langen Zeiten her kleine Aufsätze über das gemacht, was er von der Lage Frankreichs und der Veränderung in diesem Lande reden hören. Er hat vieles darunter gefunden, was ihm des Aufbehaltens werth geschienen, und er glaubt dem Publikum, theils eine Unterhaltung zu verschaffen, theils einen Dienst zu leisten, wenn er verschiedenes davon bekant macht.

Sein Zweck ist also klar. System soll es nicht seyn, sondern es enthält Gedanken aller Art, Sammlung von Ideen, die diesem und jenem einfielen, Urtheile, die ihm einleuchtend schienen. Es kan seyn, daß er zuweilen, aus dem ziemlich großen Chaos,

welches er vor sich hatte, falsch gewählt; allein welcher Mensch ist nicht einem Irrthume unterworfen, und so wünscht auch er Nachsicht, wenn man dergleichen bemerkt.

Von der Aufnahme der beyden ersten Bändgen wird es abhängen, ob er das Werk noch fortsetzen kan, und wird.

Die Einkleidung in Dialogen schien ihm die vortheilhafteste, und man wird daher es verzeihen, wenn nicht sowohl auf die redenden Personen als auf die Sache selbst Rücksicht genommen wird, und manchemahl andre eine Materie fortsetzen, als die sie angefangen. Daß das Ganze ohne alle Bitterkeit geschrieben ist, betheuert er, und wenn ja manchemahl Freund Satyr ihm in die Quere gekommen seyn solte, so deprezirt er doch jene Meynung, als ob er Individua beleidigen wollen.

Geschrieben im April 1791.

Paris

Paris

am 9ten August 1788.

Kaffeehaus.

Ein Berliner. Ein Wiener. Ein schöner Geist aus Weimar.

Berliner.

Also der Reichstag ist bestimmt. Der erste May des kommenden Jahres ist der Tag seiner Eröffnung. Wird er euch etwas helfen, Franzmänner?

Wiener. Und warum sollte er nicht helfen? Es werden da auftreten all die Weisen, die in der Stille lange nachdachten über das Heil des Volks. Es werden auftreten, die wahren Patrioten, die bisher den Untergang des Landes, mit Schauern betrachteten, die

aber auch darauf bedacht waren, das Uebel so
 viel in ihren Kräften stand, zu lindern, die
 nicht achteten einen Theil des Verlusts ihres
 Vermögens, um wenigstens ihren Brüdern die
 Last zu erleichtern, die sie tragen mußten. Sie
 werden mit allen den Bemerkungen erscheinen,
 die sie über das Glück, welches seyn könnte in
 einem milden, reichen, glücklich begabten Lan-
 de, gemacht haben, und mit den Darstellun-
 gen des Unwesens, welches schwache Herrscher,
 und eigennützigte Hbftlinge anstatt jenes Glücks
 verbreiteten. Sie werden vorlegen, der edlen
 großen Versammlung all die Pläne, die sie mach-
 ten, wie diesen Uebeln Einhalt zu thun, die-
 sem Unwesen zu steuern sey. Es werden vor-
 treten müssen all diejenigen, die die Uebel be-
 reiteten, und werden verantworten müssen ih-
 re Thaten, und werden den Lohn empfangen
 für dieselben. Der Herrscher, und die um ihn
 sind, werden zurückkehren von den irrigen Grund-
 sätzen, nach denen sie bisher handelten und
 wandelten. Der Vater des Volks wird un-
 terz

terscheiden das Gute von dem Bösen, wird die Hand reichen allen denen, die zum ersten beitragen, und entfernen und vertilgen alle die, welche das Letztere im Sinn haben. Friede und Ruhe wird Frankreich überströmen, Glück wird in seinem Schooße wieder blühen, die Geschenke der Natur werden dem Armen wie dem Reichen zu Gebote stehen, und der Wohlgefallte des Himmels wird Amen sprechen zu dem schönen Werke.

Schöner Geist. Ey ey! Mein Herr Betster aus Oesterreich, Welch eine herrliche Prophezeung! Wie viel gedrängtes in ihrem Ausdruck! Wie rednerisch der Periode! Wie gründlich vorgetragen! Wie richtig geschlossen! Ach! eines Kommentars so werth, daß ich nicht umhin kan, sie um den schriftlichen Auffaz desselben zu bitten. So wie ich nach Weimar zurückkehre, will ich mich darüber machen. In vier und zwanzig Bogen will ich ausdehnen, all das Gute, was die wenigen Worte enthalten. Ich will den französischen

A 4

Reichs-

Reichstag so im Bilde entwerfen, daß jeder-
mann schon zum voraus soll sagen können:
So und nicht anders muß es gehen!

Berliner. Da würden sie der Zeitungs-
schreiber zahlloses Heer sich auf den Hals la-
den, es müste denn seyn, daß ihre Prophe-
zierung schlecht einträfe. Und im Ernst, mei-
ne Freunde, ich sehe Frankreichs Sonne noch
nicht leuchten, noch nicht den Palmzweig des
innern Friedens über dieses Land aufgestellt,
noch nicht die Blume bürgerlicher Ruhe blü-
hen. All ihr, die ihr über das politische Wes-
sen philosophirt, ihr betrachtet die Menschen,
wie sie seyn sollten, nicht wie sie sind. Nehmt
dreist das an, was unser Friedrich propheze-
te, er der mit dem Adlers Blick halbe Welten
überschaute, dessen Geist das Gleichgewicht
der Monarchien wog. Er sprach von einer
gänzlichen Umwälzung dieses schönen Frank-
reichs. Er sagte sie sey nothwendig. Daß wir
uns die Umwälzung, deren Nothwendiges wir so
gut einsehen als er, aber nicht so denken können,
wie

wie er sie sich dachte, daß diese Erscheinung, die izt im Werden ist, nicht so ausfallen wird, wie er sie gemacht haben würde, wie Ludwig sie machen könnte, wenn er auf eine bessere Weise umgeben wäre, als er es ist, das sieht die halbe Welt.

Schöner Geist. Aber ist's nicht Neid, mein theurer Freund, ist's nicht Partheylichkeit für ihren Friedrich und ist's nicht Ungerechtigkeit gegen unsern Wiener, unter seinen Landsleuten hervorblühenden echten Patrioten, daß sie seiner schönen Rede Wahrheit und Wirkung absprechen wollen?

Wiener. Nicht Schmeicheleyen, wo sie überflüssig sind. Kommentiren sie meine Rede, wenn sie wollen, mein Bester, aber kommentiren sie nicht mich. Sie mein Freund, wollen nicht lieber das Gute als das Schlimme glauben. Aus welchen Gründen?

Berliner. Aus vielen. Aus tausenden, wenn ich Muße und Nachdenken daran wenden wolte. Haben sie sich denn recht um die Quel-

len des französischen Uebels bekümmert? Haben sie die Reize von Jahren durchdacht, die verfloßen sind, seitdem Frankreich im Elend seufzt? Wie tief das Uebel eingewurzelt ist? Ich will Ihnen nur einen kleinen Wink geben, wie Staaten und in ihnen böse Grundsätze ungeschaffen werden können. Lassen sie mich immer bey unserm Friedrich stehen bleiben. Die ganze Welt bewundert ihn ja noch, ehrt ihn und ehrt ihn noch, schätzte ihn, und schätzt ihn noch. Was war Preussen, ehe er zur Regierung kam, und was ist es igt? Und lassen sie die Politiker grübeln und spötteln, daß es nicht dauerhaft seyn wird, das System, welches er hervorbrachte, es wird es dennoch seyn, er hat es so fest gegründet, daß es sich in sich selbst unterhält, daß es zur Noth Abweichungen dulden kan, ohne unterzugehen. Von unserm jezigen Monarchen ein Wort zu einer andern Zeit, von ihm, der die Güte selbst ist, der mit dem besten Herzen den besten Willen verbindet, dessen Glorie seyn wird, wie die

Glorie

Glorie Friedrichs, wenn einst er sein Land im Frieden und glücklich den Händen seines Nachfolgers übergiebt. Jetzt auf meinen Wink von Verbesserungen. Hat nicht Frankreich schon einmahl durch einen herrlichen Minister sich aus dem Abgrunde des Verderbens gerettet gesehen? Könnte ihnen Sully unbekant seyn, der dieses große Meisterstück ausführte?

Wiener. Ich muß ihnen in die Rede fallen, mein Freund. Ich gebe alles zu, was sie mir da sagen, allein ich behaupte eben, daß diese schöne Verbesserung durch den Reichstag erreicht werden soll.

Berliner. Und ich wolte eben sagen, daß der Reichstag hierzu gar nicht erfordert würde, daß er das Mittel sey, die Sache verwirrter zu machen, als sie schon ist; und die Gründe sollen sie gleich hören. Der Geist der Parthenlichkeit hat sich in alle Stände, und fast mögte ich sagen, in alle Menschen Frankreichs eingeschlichen, und bis jetzt hatte er sich nach eines jeden Verhältnissen in dem gezeigt, was
ihm

ihn betraf. Freylich am Hofe, und unter den Großen im Großen. Sie müssen, wenn sie Beobachter sind, hier bemerkt haben, daß alles wider einander arbeitet, daß nichts was durchgesetzt wird, anders durchgesetzt wird, als durch Kabale. Kabale und Gegenkabale regieren in Paris alles, was nicht mit Gelde erkaufet werden kan. Geld ist übrigens das grofse wirkende Triebrad, und wer behaupten wolte, daß nicht Geld genug da wäre, dem müfste man ins Gesicht Lügen strafen. Allein dieses Triebrad hat angefangen einen so schnellen Umlauf zu nehmen, daß es kaum in den Händen des einen ist, so verliert sich auch schon wieder von ihm, und fließt dem andern zu. Tausend und aber tausend Hände sind daher beschäftigt dieses Triebrad an sich zu reißen, Geld zu empfangen, aber es auch so schnell wieder wegzuschaffen, daß es nie ihnen den Nutzen bringen kan, den sie sich davon versprechen, den sie haben könten, wenn sie sparsam damit umgingen. Bedürfnisse hat man sich

sich hier zum Unentbehrlichseyn geschaffen, wozu man in allen Ländern nicht allein nicht Gebrauch zu machen pflegt, sondern thut man es ja, sich es nicht öffentlich zu sagen getraut. Dem Himmel sey Dank, es giebt der Länder noch, wo Maitreffen zu halten, nicht für ein Bedürfnis angesehen wird, und wo man sich nicht die Haare ausraufen will, wenn man nicht mehr zwey Köche halten kan, und 100 Louis auf eine Mahlzeit verschwenden.

Schöner Geist. Pardiou das ist gut gesagt, aber was für Konnexion hat es mit dem Reichstage?

Berliner. In nun, mein Schaz, für ihr künftiges Buch sind Floskeln auch dienlich, wenn ich ja ein wenig zu — weitschweifig war. Warmes aufgeregtes Blut reißt einen hin. Wenn man einen Staat in sich vergehen sieht, der hoch und hehr dastehen, und so zu sagen, dem Erdkreis Gesetze vorschreiben könnte, ihn an innern Uebeln sich auszehren sieht, deren Heilung gar nicht in so weiten Gesichtspunkte liegt,

liegt, als man glaubt, dessen Arznei vor der Thür ist, so kan man wohl vom Feuer sich hinreißen lassen. Ich übergehe die Aeußerungen der Partheylichkeit und Rabalen in den mittlern und niedern Ständen und sage nur, daß durch einen Reichstag aller dieser kleine in so vielerley Gestalten versteckte, und verdeckte Parthengeist, der sich auf ein Pfund Salz oder ein schiefes Gesicht richtete, aufs Große und Ganze des Königreichs nummehr gerichtet wird, daß man den in der Asche glimmenden Funken izt durch diesen Reichstag in Flamme setzt, daß man aufwachen und wirksam werden läßt all den Saamen der Verbesserungsucht, den französische Schwazhaftigkeit, die einmahl unaufhaltbar ist, bis in die äußersten Winkel der Provinzen trug, wo man nicht dumme Köpfe mit Geheimnissen des Staats, mit schlechter Verwaltung, mit Excessen bekant machte, die die Ehrfürcht hemte, die man gegen den Glanz des Monarchen haben soll; und wenn auch seine Person dabey wirklich
ganz

ganz unangetastet blieb, so wurde doch der
 Zirkel um ihn verachtungswerth, und bey ei-
 nem Reichstage musste dieser immer verehrungs-
 werth bleiben, wenn das Verhältniß zwischen
 beyden erhalten werden sollte. Man schreibt
 einen Reichstag aus, wo Sparsamkeit und
 Finanzoperationen die Mittel sind zu helfen.
 Ein Reichstag kan nie den Finanzier machen,
 dazu gehört ein weiterschender überschauender
 Kopf. In einem Staate, wo dieses Uebels
 so viel ist, wird gerade Alleinmacht erfordert,
 um das Uebel zu heben. Alleinmacht kan bey
 der rechten Quelle, wenn sie sie einmahl entdekt,
 anfangen zu säubern, und getheilte Macht,
 wie die eines Reichstags hervorbringt, kan
 schlechterdings ohne Untersuchung, ohne au-
 thentische Beweise, die bey so vielen Köpfen,
 besonders wenn der Partheygeist in ihnen steckt,
 schwer sind, nichts unternehmen.

Wiener. Aber mein lieber Freund, sie
 können, sie müssen mir den Ausdruck ver-
 zeyhen, hier ganze Tage lang über das reden,
 was

was der Reichstag thun könnte und nicht thun könnte. Das ist entfernt. Wir ändern es einmahl nicht und uns zu gefallen wird der beschlossene französische Reichstag nicht aufgehoben. Sagen sie uns aber lieber, was man hätte thun sollen, anstatt diesen Reichstag zu beschliessen. Was vorbey ist, das müssen sie wissen, wenn sie glauben, es hätte besser seyn können.

Schöner Geist. Auch ein hübsches Flöschchen, mein Herr aus Berlin.

Berliner. Ich glaube gar sie sind empfindlich geworden. So böse wars nicht gemeint. Ich liebe die Schriftsteller, und bin nichts weniger als Feind der Aufklärung, die durch sie so oft verbreitet wird, wenn schon manchemahl Unheil daraus entsteht. Pressfreiheit wird in der That noch nicht genug geduldet, sie sollte ganz uneingeschränkt seyn, allein den Schaden, der daraus entsteht, sollte man dadurch vermitteln, daß man sich Menschen von Kopf hielte, die diese Schriften, wo sie gründ-

gründlich zu widerlegen wären, gründlich zu widerlegen wüßten, und dies Geschäft auch ausführten, wo aber Bosheit mit ins Spiel, oder wo der petulante Tongenton zu stark würde, da müßte ein solcher Schmierer im höchsten Grade lächerlich gemacht werden, und das würde allen Eindruck haben, den solche Schriften aufs Publikum machten. Es fallen so manche geheime Ausgaben an den europäischen Höfen vor, und ein solcher Mann verdiente am ersten angestellt zu werden.

Seine Pflicht müßte seyn, ein richtiges Verzeichniß aller dererjenigen Dinge zu halten, die in allen herauskommenden Schriften auf Staatseinrichtungen Beziehung hätten. Da ich einen Mann von Kopf in ihm vorausseze, so müßte er beurtheilen können, welche reelle Fehler gerügt wären, und wenn man allgemeine Pressfreyheit erlaubte, so würde man hinter Ideen kommen, die Individuen in der äußersten Entfernung zwar denken, auch wohl andern Individuen mittheilen, aber doch nicht

dahin gelangen zu lassen sich getrauen, wo sie gerade den Nutzen stiften könnten. Mancher geheime Reichthum würde in den Archiven der Gedanken der Menschen sich anhäufen, von dem man zu seiner Zeit Gebrauch machen, und vieler vorherigen Spekulationen und Versuche überhoben seyn könnte. Die Schädlichkeit so manches Buchs wird erst dadurch allgemein, daß es verboten wird, und wenn man glaubt, daß Beyspiele von Ahndung an Schriftstellern, auf andre Schriftsteller wirken, und sie abhalten werden, so irrt man sich sehr, denn gewöhnlich treiben Bedürfnisse die armen Teufel dahin, ein Fach zu wählen, für welches der Verleger ihnen mehr bezahlt, weil es mehr Abgang findet. Nur selten ist der Fall, daß der Schreiber wirklich hämisch ist, und ist dies der Fall, nun so kan man ja seinen hämischen Karakter so ins Licht stellen, daß die ganze Welt ihn verabscheut, und ist er blos muthwillig, so lasse man ihn für seinen Muthwillen dem Gelächter der Welt preis.

Über

Aber sie sehen, wie man sich so leicht in ein fremdes Fach verwickeln kan. Ich komme zur Beantwortung ihrer Frage zurück, mein theurer Patriot aus Oesterreich. Sie fragen, wie man wohl in Frankreich die Sache hätte anfangen sollen, um eine Veränderung zu bewirken, ohne einen Reichstag zu halten. Die Antwort ist leicht. Sie fließt aus meinen obengesagten. Durch Sparsamkeit und Finanzoperationen. Sie wollen mehr Detail darüber? Wohl!

Man hätte sollen darauf denken die ungeheuren Summen in Kleinere zu verwandeln. Ludwig der sechzehnte wolte ja sparen, als er zur Regierung kam. Es beruhete also blos darauf, von welcher Seite man ihm diese Ersparnisse darstellte. An seinem Hofe sie anfangen, das war nicht der rechte Weg. Er wäre es zum Theil gewesen, wenn die Sparsamkeit nicht seine Person, sondern die Müßiggänger betroffen hätte, die am Hofe waren. Aber das wolte alles nichts fruchten. Man

brauchte nichts von dem Einkommen der Krone
 anzugreifen, sondern man sollte nur die Miß-
 bräuche hemmen, die die ungleiche Zirkulation
 des Geldes unter dem Volke zu wege bringen.
 Man sollte die Pest des Staats, die General-
 pächter abschaffen. So ein Mensch lebt wie
 ein Fürst, ohne ein Fürstenthum zu haben.
 Dafür, daß er eine Million Credit hat, um eine
 Million fremden Geldes vorzuschießen, darf er
 Hunderttausende den Einwohnern des Landes
 abzwafen. Freylich sagt man, er verthut das
 Geld wieder. Allein wie verthut er es? Da wo
 Geld genug ist. Da wo sein Geld Müßiggän-
 ger macht, die sonst arbeitsam seyn würden. Er
 verengert die Zirkulation des Geldes. Er
 treibt die Summen aus den Provinzen zusam-
 men zur Hauptstadt hin, wo sie aus seinen
 Händen in die Hände der Maitressen, der
 Fuchschwänzer, der Procureurs seiner Ber-
 gnügungen sich verlieren, von da in unzählige
 Theile für Müßiggänger sich theilen, ver-
 nascht und in Bordels herumgetragen werden,

von

von da sie wieder in die Hände der Reichen kommen, die entweder auf eben solche Art sie durch Verschwendung zirkuliren lassen, oder in ihren Kästen als Geizhälse sie anhäufen. Daraus entstand das zweyte Hauptübel, nemlich, daß die Produkte des Landes, besonders das Korn, von diesen Wucherern aufgekauft, und zu einem so enormen Preise gesteigert wurde, daß der gemeine Mann hätte verhungern mögen.

Schöner Geist. Aber das System der Generalpachtungen hat doch selbst ihr Friedrich gut geheissen, und wie wolten sie ein bequemeres Mittel ausfindig machen, um auf die leichteste Art zu der Einnahme zu kommen, deren der Landesherr bedarf.

Berliner. Ueber diesen Vorwurf gegen Friedrich hernach ein Wort. Die bequemste Art für den Landesherrn ist es freylich seine Steuern gegen erhaltene große baare Summen von Generalpächtern eintreiben zu lassen, aber

die schlechteste — aus vielen Gründen die schlechteste. Einmahl lernt der Landesherz und was ihn umgiebt, nie den Werth des Geldes einsehen, folglich kommt ihm nie ein Gedanke in den Sinn, wie sauer wohl dieses Geld denen werden müsse, die es geben, nicht, die es ihm geben. Er erhält es mit Jubel und Freuden, und die Leichtigkeit, mit welcher das geschieht, läßt ihn glauben, daß jeder, der es giebt, mit eben der Leichtigkeit es gebe, wie man es ihm zuzählen läßt.

Die Einrichtungen eines Hofes sind im allgemeinen, die allerschlechtesten, wo der Regent sich nicht um den Geringen seines Landes bekümmert, wo er bloß im Zirkel seiner Hofleute, nicht seiner Unterthanen lebt, wo man nur mühsam dahin gelangen kan, seinen Landesvater selbst zu sehen, Zeuge seiner Liebe zu seinem Volke zu seyn, und seiner Beschwerden Ende in seinen liebevollen Augen zu erblicken. Und wenn der Blick des Monarchen auch nichts weiter, als Zutrauen effektuirt, so ist doch dies

ses

ses Zutrauen hinlänglich, um ihm Muth zu geben, und mit Muth übersteht der Mensch die schwersten Drangsale dieses Lebens, mit Muth windet er sich durch die gefährlichsten Vorfälle, die ihm aufstoßen, anstatt daß, wenn Unmuth seine Seele drückt, er alles Unglück über sich hereinbrechen läßt, ohne ihm einmahl etwas entgegenzusetzen, er allen Schlägen des Schicksals unterliegt, ohne ihnen Troz zu bieten.

Wenn unmuthige Menschen gedrückt von der Last entweder der Sklaverey oder des unvermeidlichen Zufalls, die Liebe zum Leben nicht so weit verläugnen können, daß sie es sich geradezu nehmen, so verläugnen sie es doch so weit, daß sie einen Ekel daran finden, daß sie wünschen, der Tod mögte sie übercilen, daß sie Mittel, die ihnen nicht schmerzhaft, vielleicht angenehm sind, anwenden, um bald der Last ihres Lebens entnommen zu werden. Wenn solche Menschen den Gedanken fassen können, — du gehst zu deinem Landesvater,

er kan dir vielleicht aus deiner verdrießlichen Lage helfen — dann ist's gar nicht nöthig, daß er hilft, — dann braucht er nur zu sagen: Kinder! faßt Muth! Arbeitet euch durch! Es wird euch besser gehen — ihr werdet sehen, daß sich ändert — Ist kan ich nicht helfen, aber ich will mit euch sorgen, und sie sind beruhigt. Weis er ihnen nun noch seine eigne Lage, als die nehmliche zu wählen, zeigt er ihnen, wie viel Sorgen ihn selbst quälen, dann ist ihr Muth gewis so wiederhergestellt, daß sie mit ihrer Arbeitsamkeit den größten Theil ihrer Sorgen überwinden.

Auch wird dann der Monarch mehr mit der Lage der Sachen bekant — er kan einsehen, in wie fern er der Vorzüge zu viel für seinen Unterthan hat, er richtet seine Gedanken auf das, was seine Pflicht ist, und entzieht sich Zerstreuungen, die er sonst zum Zeitvertreib suchen muß. Ein Regent, und Zeitvertreib — das ist freylich eine gar nicht zu denkende Sache. Indessen kan es doch dahin kommen, wenn

wenn die Minister ihn glauben lassen, es gehe alles in der schönsten Ordnung, wenn sie ihn gar nichts mit dem Staate zu thun machen.

Solte das nicht der Fall in Frankreich gewesen seyn? Des Monarchen Vergnügungen müssen Erholung von Arbeit seyn, — um ihn dem Volke länger zu erhalten, denn der Menge der Arbeit nach, die er tragen mußte, könnten seinen Tagen einige Stunden zugesetzt werden.

Wiener. Gut gesagt, aber vom Wege ab, den wir gehen wollen.

Berliner. Nicht so ganz, denn wir wollen die Sache nicht systematisch betrachten. Wir wollen sie diskursiv nehmen, und uns so von den verschiedenen Mißbräuchen überzeugen, die den Verfall Frankreichs zuwege brachten. Und was gehdrt wohl wichtigeres dahin, als die Trennung des Monarchen von seinem Unterthan. Indessen will ich einlenken, wenn jene Abhandlung ihnen wichtiger ist. Sie, mein lieber süßer Freund, meinen, unser Fried-

rich hätte das System der Generalpachtungen goutirt. Ja, sein System hat er goutirt, aber nicht französische. Seine Generalpächter brauchten ihm keinen Vorschuß zu geben, aber sie mußten Caution machen, damit er immer an ihrem eignen Vermögen sich halten konnte, wenn sie weiter griffen, als die ihnen zugestandnen Freyheiten es erlaubten. Er war ihnen nie schuldig, und brauchte sie nicht zu flattiren. Bey seinen Einrichtungen waren keine Fürstenthümer zu verdienen, und seinen scharfen Blicken waren die Herren zu schwachsehend, die ihn übers Ohr hauen wolten. Er sah selbst alles durch, und ihm konnte kein K für U gemacht werden.

Allein er legte auch keine Generalpachtungen auf die nothwendigsten und unentbehrlichsten Dinge, oder er lies diese wenigstens nicht so sehr ins Detail gehen, daß jedes Korn von dem Vermisten verzollt werden mußte. Er überlies auch nie den Pächtern die Zölle selbst zu bestimmen, und nahm eine Million mehr, um
 für
 2 3
 seis

seine Unterthanen zwey Millionen dafür zahlen zu lassen. Er wandte auch das durch die Generalpachtungen erhaltene Geld nicht auf Luxus, ließ seine Kammerdiener nicht mit Tausenden schalten, ließ keine Stellen seines Hofes verkaufen, die hernach unmenschlich bezahlt werden mußten, um nur die Interessen des aufgewandten Kapitals abzuwerfen.

Und was endlich alles wieder gut gemacht hätte, wenn er auch wirklich einen Theil des französischen Systems angenommen, er gab denen, die es drückte, nicht allein das gegebne, sondern mehr wieder. Das war das große System des Gleichgewichts, was er angelegt, und durch alle seine Länder durchgeführt hatte, ein System, das alle Regenten annehmen sollten. Jeder sollte dahin trachten, den Reichthum seines Landes in einem nützlichen Gleichwichte zu erhalten. Alle müssen dazu beytragen, daß keiner zu Grunde geht, und weil es bey der izzigen Ungenügsamkeit so selten ist, dergleichen freywillige Beyträge zu erhalten, so glaube ich,
hat

hat der Monarch das erste Recht davor zu sorgen.

Schöner Geist. Also wäre es auch wohl recht, wenn gewaltsam Beyträge für Armenanstalten, das heißt, durch Gesetze gefordert würden, wie in manchen Ländern igt der Fall ist, oder wenigstens werden kan, und zu werden gedroht wird.

Wiener. Allerdings glaube ich, daß Billigkeit und Gerechtigkeit den reichen Mitbruder dahin verpflichten, den wirklich Nothleidenden an den äussersten Bedürfnissen beyzustehen, und daß der Regent sehr füglich das Recht hat, ihn dazu zu zwingen. Keinesweges aber unter dem Namen der Mildthätigkeit. Mildthätigkeit muß im freyen Willen des Menschen bleiben, und unter der Rubrik Beyträge zu Almosen durch Gesetze, oder gewaltsam einzusamlen, würde sich allemahl die Menschheit empören, und man sagen, das Recht sey usurpirt. Allein unter der Rubrik, daß der Bürger sich verbindlich gemacht hat, alles zum Besten

sten

sten des Staats beyzutragen, und es zum Besten des Staats beyträgt, wenn derselbe keine Bettler hat, und der geringste seiner Bürger wohlhabend ist, aus dem Grunde und unter der Rubrik kan der Regent allerdings Beyträge fordern, sie fordern, um dem ganzen Staate damit zu dienen, und dem dient er, wenn er den Armen unterstützt.

Berliner. Richtig und schön gesagt, und der wahre Weg, um den wahren Finanzoperationen die Richtung zu geben, wie sie ein Volk glücklich machen können. Aber nun schweifen die Herren selbst wieder aus, und gehen von unserm Zweck ab.

Ich bin immer noch bey dem Detail, wie Frankreichs Zustand glücklicher hätte werden können, wenn man keinen Reichstag ausgeschrieben. Hören sie mich.

Es giebt gewis unter den Personen, die um den König sind, Patrioten, die für des ganzen Staats Bestes denken und handeln mögten. Diese, die jetzt schweigen, sollten sich
ein

ein Herz fassen, auftreten und sagen: So, Sire, steht es um ihre Monarchie — so werden ihre Unterthanen gedrückt. So hintergeht man Sie theils; theils fürchtet man sie, um ihnen nicht zu sagen, es ist Elend in ihrem Lande. Es ist teuflische Politik, ihnen dieses zu verbergen, um sie nicht aufmerksam auf diesen Zustand zu machen, und um ihren Zorn sich nicht aufzuladen. Man verhehlt Ew. Majestät, was nach wenig Jahren ihnen doch auf eine weit schrecklichere Art bekant werden muß.

So würde ich sagen, wenn ich Gewicht genug in Frankreichs Landen hätte, und dann würde ich fortfahren. Man hat Ew. Majestät bestimt, einen Reichstag auszuschreiben. Sie glauben, dieser soll das Ende aller Leiden, das heißt für igt alles Geldmangels seyn, denn weiter kennen Ew. Majestät für igt keine Leiden, weil man sie mit denen des Volks und der Individuen desselben nicht bekant gemacht hat. Entweder man deckt diesen Mangel noch einmahl

einmahl zu, sorgt dafür, daß Ew. Majestät hinreichend mit Gelde versehen werden, und stopft auf eine kurze Zeit das Uebel, um es dann desto schrecklicher wieder zum Vorschein kommen zu lassen, oder es wird ein allgemeiner Lern, das Volk sieht es ist verloren, ist unwiederbringlich unglücklich.

Dann, Sire, treffen alle Flüche sie. Nein, wenden sie lieber Mittel an, diesem reizenden Strome Einhalt zu thun. Kassiren sie alle Generalpachtungen, und tragen sie treuen Verwaltern die Berechnung ihrer Einkünfte auf. Schaffen sie die verhassten Steuern für die Niedrigen ab, und legen sie die Zuchtruthe auf die Großen. Unterstützen sie mit dem, was diese geben, ihre armen Unterthanen, und sie werden sehen, wie schnell ihr Land sich erholen wird. Nehmen sie der unersättlichen Geislichkeit die Schätze, die Witwen, Waisen, und armen Familien gehören, die die thörichten Ahnen derselben an Klöster vermachten, und ihren rechtmäßigen Erben entzogen. Seyn
 sie

sie der Vater ihres Volks wirklich, der Sie so gern seyn wollen.

Ludwig müßte die Augen öffnen, wenn man ihm das sagte. Er müßte aus einem Traum erwachen, in dem eingewiegt, man ihn bisher schlafen lassen. Und glauben Sie mirs, eine Bewegung Ludwigs, sein Volk glücklich machen zu wollen, würde dies ganze Volk gegen ihn, nicht den Armen — nein den Mittelmann, und den patriotischen Reichen so freygebig machen, daß er sich aus dem Labyrinth herausgerissen sähe. Mit Freuden würden alle Gut und Blut aufopfern, und mit Zutrauen, welches der größte Gewinn wäre, mit Zutrauen würden sie sich zu ihm nahen, und ihm die Fehler entdecken, die seinem Lande den Untergang bereiten. Der größte Theil der Franzosen sind Patrioten, und bald würde sich der schmeichelnde, niedrige, kriechende Haufe um ihn her verlieren, und lauter wahre echte Freunde des Landes wohlß würden sich um ihn samlen, kein Reichstag würde wieder Geld aus den Provinzen in
die

die Hauptstadt schleppen, um das Elend dort und den Luxus hier größer zu machen. Nein, der König würde vielmehr seine Provinzen bereisen, und ihnen das sparsam und nützlich austheilen, was er hier unnütz mit vollen Händen wegwirft.

Wiener. Ihre Gründe scheinen mir einleuchtend, ich wünsche nächstens mehr davon zu hören.

Schöner Geist. Ich fange an überzeugt zu werden. Ich will dies in mein Tagebuch eintragen, und zu seiner Zeit soll es mir gute Dienste leisten.

Berliner. Erlaubte es die Zeit, ich würde ihnen noch zu beweisen suchen, daß Frankreich, alle Verhältnisse zusammen genommen, trotz dem Schaze unsers Friedrichs immer noch das reichste Land in Europa ist.

L o n d o n.
Herr von Wild. St. Martin.

Wild.
Sagts Linguet nicht ganz deutlich, daß ein Bankerutt das beste Mittel sey, Frankreich aus seiner verwirrten Lage zu reißen.

St. Martin. Er sagts — er prophezeit, was er nach seinen Einsichten voraus zu sehen glaubt. Ich nenne diese schwach, und jeder echte Franzose, jeder Bürger dieses Staats, der wahrhaft und im Herzen sein Bürger ist, wird vor dem Gedanken zurückschauern, daß eine Nation wie diese sich im Ganzen, und jedes einzelne Mitglied ihrer selbst so beschimpfen könnte.

Wild. Beschimpfte den Mann, den Unglück von der Höhe seines Reichthums herabgestürzt,

gestürzt; dem Spekulationen, von denen er Nutzen hofte, fehllichlugen, den Gutwilligkeit gegen seinen Nebenmenschen, und Wille, guter Wille ihn zu retten, irre fährte, daß er fiel, beschimpft den sein Verfahren, wenn er sich insolvent erklärt?

St. Martin. Ich will hernach den Unterschied zeigen, der zwischen diesen beyden Fällen liegt, und doch sag ich noch ohne Einschränkung — es schimpft den Mann, das heißt in diesem Falle nicht, es schändet ihn; es schimpft ihn darin, daß er etwas unternahm, dem er nicht gewachsen war, darin, daß er Spekulationen im falschen Licht betrachtete, und folglich seiner Beurtheilungskraft eben keine Lobrede hielt, daß er die Stärke des Mannes beyseite setzte, der nicht die Güte bis zum Schaden andrer ausdehnen soll und darf. Allein wenn eben dieser vorzüglich schuld an seinem Untergange ist, wenn so vielmahl es Mittel gab, durch die er sich retten konte, er diese von sich stieß, dann schimpft es ihn nicht blos,

dann schändets ihn. Und wie viel mehr ist's Schande für eine ganze Nation, die in sich den Reichthum hat, um dreyfach diese Schuld zu tilgen, wenn sie von hintergehen und betrügen spricht, wenn die, die sie repräsentiren, von einer Schande sprechen, die sie verächtlich, die ihren Namen in der ganzen Welt verworfen macht, und es zuwege bringen würde, daß kein Franzose dreist einem Menschen einer andern Nation ins Gesicht zu sehen wagen dürfte. Nein! gottlob! es giebt gewis in Frankreich Menschen, die sich laut noch wider diese Ungerechtigkeit zu setzen wissen. Das Ehrgefühl der Nation ist noch zu groß, als daß nicht die Individuen derselben das Ganze aufzumuntern sollten, die Macht genug haben, im Ganzen durchzudringen.

Wild. Wahr, daß ich glaube, Frankreich hat der Kräfte noch genug, um seinem Sturze vorzubeugen, allein so könnte alles in der alten Ordnung bleiben. Die Nation verzihert auf einige Zeit den Kredit. Der findet sich

sich wohl wieder. Die Millionen, die verloren gehen, vertheilen sich in ganz Europa, selbst in den andern Theilen der Welt. Sie gehen größtentheils für solche nur verloren, die sie entbehren können, denn niemand setzt leicht seinen ganzen Reichthum auf ein Staatspapier. Aus Müßiggängern werden dann arbeitsame Leute. Die den Verlust erlitten, müssen sich bequemen, Zweige zum neuen Erwerb zu erfinden. Der Enkel vergißt den Verlust des Ahnherrn. Einige Menschenalter decken über das Ganze einen Schleier, durch den man nur noch unfentliche Spuren des geschehenen entdecken kan.

Noch mehr. Das Blut der Menschen wird geschont. Kein Bankerutt in Frankreich, und es ist eine Revolution unvermeidlich, eine Revolution, die gewis der Nation mehr kosten wird, als man davon hält. Kommt der Bankerutt zu stande, so staunt die Welt, Individuen schimpfen, kein Mensch wird gemordet, und die bisherigen Verschwender, groß und klein, sehen

sich genöthigt, sich einzuschränken, weil ihnen das Mittel genommen wird, ihre Verschwendungen fortzusetzen — der Kredit.

Noch mehr. Es giebt dann kein böses Beispiel. Glauben sie denn, daß wenn in Frankreich eines zu machenden Bankerutts wegen Handel entstehen, diese nicht Folgen für ganz Europa haben, diese nicht aller Gemüther aufrührisch machen werden. Wenn Individuen Frankreichs sich gegen den Bankerutt der Nation setzen wollen, so kömt mir das gerade so vor, als wenn die Gläubiger eines Privatmannes, der Bankerutt macht, mit Fäusten auf ihn zuschlagen wolten, und das versetzt uns denn hübsch wieder in die vorigen Zeiten des Faustrechts, und alle Mühe zur Ordnung unter den Menschen, die unsre jezigen Konventionen doch erfordern, ist vergebens. Die Situation des heutigen Europa ist meiner Meynung nach schlechterdings so beschaffen, daß wir Regenten und Ministeria bedürfen. Genug, daß diese Regenten, ehe sie zu ihren Regierungen kom-

kommen, sichs nicht zur Schande halten, sondern zur Pflicht machen, Pakta mit ihren Unterthanen einzugehen. Usurpiren sie ja dann in etwas, so muß um des Ganzen ihnen nachgesehen werden, so wie das Usurpiren im Kleinen hin und wieder oft um des Ganzen willen übersehen wird; so muß man mit der einzigen Hoffnung sich trösten, daß der usurpirende Mann nicht ewig lebt, daß nach ihm ein anderer die Bahn betritt, dem man, ehe er sie anhebt, die Eingriffe seines Vorfahren vorlegen, und ihn darüber Aenderungen zu treffen, sich das Gelübde geben lassen kan. Es sind nicht alle Regenten gewissenlos, wenn einer auch einmahl sich an die Pakta nicht gebunden glaubt, die er vorher doch eingegangen.

St. Martin. Ich habe ihnen lange zugehört, Freund, und im Herzen hat mirs weh gethan, daß sie die unedelste aller Handlungen zu vertheidigen unternehmen. In allen kultivirten Ländern steht auf den Bankerutt schändliches Brandmark. Selbst der durch Unvor-

sichtigkeit, selbst der durch Unglück in dies Labyrinth gefommen, verliert hier gewisse Rechte, dort gewisse Gattungen allgemeiner Achtung, und wird gewissermaßen als ausgezeichnet betrachtet. Es ist dies auch nothwendig, denn sonst würde die eingeübne Habsucht der Menschen dieses Mittels öfters sich bedienen, um andre um das ihrige zu bringen. Es ist nichts leichter, als den Wohlwollenden, den Menschenfreund, durch Vorspiegelung entweder des Bedürfnisses oder der Sicherheit, dahin zu bringen, daß er einen Theil seines Guts uns anvertraut, nichts leichter, als ihn dann darum betrügen. Das Ehrgefühl hält manchen noch zurück — ein Ehrgefühl, was selbst der Leidenschaft Stärke weicht, was selbst der ärgste Bösewicht nicht unterdrücken kan. Was insgeheim man oft und gerne thäte, das scheuet man sich vor der Welt zu thun — scheut sich vor ihr zu scheinen, was man wirklich ist. So mancher, der nicht ganz von Schaam entblößt ist, opfert lieber sein Vermögen auf,

lebt

lebt lieber arm und bedauert, oder spörrt seinen Fleis zu doppelter Höhe, als daß er sich dem allgemeinen Urtheil Preis geben sollte, er sey ein Betrüger. Dann wenigsten will man so feiner Betrüger seyn, wie ein erfundner Vanskerutt gewöhnlich macht.

Doch von den Individuen aufs große. Sie geben mir selbst zu, daß Frankreich noch genug Stärke in sich habe, um sich aus diesem Labyrinth zu wickeln. Sie glauben nur, daß seine Kräfte durch diesen guten Willen, und die Ausführung desselben sich verlieren würden. Sie wollen es dabey erhalten, daß die Großen, die Verschwender, wie sie sie mit Recht benennen, den Kredit verlieren, und dadurch glauben sie dem Uebel der Verschwendung selbst Einhalt zu thun. Sie irren sich.

Der Kredit geht verloren, das ist wahr, auswärtige Gelder stehen Frankreich dann nie mehr zu Gebote, wenigstens im ersten Menschenalter nicht, so lange nicht, als bis ein weiser Regent die Zügel, um mit dem Ruhm,

er sey der Retter dieses Landes, sich gekrönt zu sehn, ergreift, die raschen Unterdrücker der Ehre und des Glücks eines so braven Volks mit Sturben peitscht, und mit Gewalt dem Strome Einhalt thut.

Allein macht der Verlust des auswärtigen Kredits das Land trotz seinem innern Reichthum glücklich? Und lassen sie auch den Kredit von innen sinken, und lassen sie auch alle Kassen der Generalpächter und der bisherigen Schinder dieses schönen Landes verschlossen bleiben; glauben sie, daß des Verschwendens Ende da seyn wird? erwarten sie, daß jenes Schinden sich verlieren werde? Wollen sie des reisenden Thiers Natur umändern?

Nein, der Verschwendungen werden so viel seyn, als ihrer vorher waren, und bloß der Arme wird sie fühlen. Aus diesem großen Haufen wird man pressen, was zu pressen ist, er wird die letzte Kraft, den letzten Muth verlieren, und mit dem Untergang der Ehre der Nation, wird sich der Untergang der Tapfer-

keit

Zeit verbinden. Dann ist das Opfer vollbracht.

Sehn sie sich doch nur in Frankreich um, und sagen sie, ob dessen Sklaverey nicht zur größten Höhe gediehen ist. Nicht, daß der König seine Unterthanen zu Sklaven machte — nein; seine Pächter. Diese finds allein, die dem Volke das Mark aussaugen, und durch sie die Großen, die dem Könige gleich seyn und ihn übertreffen wollen. Man hat den Grundsatz ganz vergessen, daß in dem großen Haufen, in dessen Wohlstand, in dessen Zufriedenheit, das Glück des Ganzen liegt. Lassen sie diesen Unterdrückten nun erst sehen, daß die Großen, die er noch reich glaubt, arm sind — lassen sie ihn, der nicht zur Fühllosigkeit des Thiers hinabgesunken ist, erfahren, daß die ganze Nation sich zum Betrug entweyht, und sagen sie mir — Kan ein Tropfen muthigen und tapfern Bluts noch in ihm schlagen? Wofür soll er von nun an kämpfen? Für die Rettung des Seinigen?

Er

Er hat ja nichts. Für die Ehre seiner Nation? Sie ist gebrandmarkt.

Wild. Sie berechnen alles nach ihrer Nation. Sie bedenken nicht, daß wenn England auch verschwendete, und Schulden häufte, es allemahl zum Besten seiner selbst geschah, es größtentheils die Quellen der Verschwendungen aus sich selbst nehmen konnte, daß größtentheils die Nationalschulden der Nation gebühren, daß dies fürs Ganze ein höchstunschädlicher Kreislauf ist —

St. Martin. Den Frankreich eben so sich schaffen könnte. Allein was fehlt, und woran liegt's, daß Frankreich nicht in dem Verhältnis steht? Der echte Patriotismus ist verloren gegangen. Der Dritte hält sein Eigenthum zugleich für Eigenthum des Staats. Ist das der Fall beim vermögenden Franzmann? Ich zweifle — ich brauche nicht zu zweifeln, der Augenschein wird bald das Gegentheil lehren. Lassen sie auf irgend eine Art in Frankreich es zum Ausbruch kommen, und sie werden

den sehen, wie die Vermögenden das Land verlassen werden. Sie werden sehen, wie man mit seinen Reichthümern flüchten, und die Nation im Stiche lassen wird. Kein Britte wird das jemahls thun. Sein Name und sein Vaterland gelten ihm zu viel. Auch ist der kleinste, der bey ihm leidet, sein Bruder. In England sehn sie nur Bettler aus freyen Willen. Aus wirklicher Noth giebt's keinen. Der Müßiggänger Heer plagt uns, nicht die Bedürftigen. Wer sich es sauer werden läßt, braucht nicht zu darben. Frankreichs Haufen schwitzen in der Arbeit und verderben dabey.

Noch einen Beweis will ich ihnen geben, daß der Bankerutt einer Nation der schändlichste Betrug ist. Ich ziehe ihn aus den Folgen. Für jeden Privatbankerutt lassen sich Mittel erfinden, und ich wundre mich, daß unsre so erfinderische Nation, die doch in allen so vorzüglich das Gleichgewicht zu vertheilen und zu erhalten weiß, nicht lange auch für dieses Uebel Dämme sich erbaut. Könnte man nicht

mit

mit eben dem Fortgange Affekuranzen für Bankerutte errichten, wie man sie für andre Unglücksfälle errichtete, da der Betrug doch sicher der schwerste und drückendste Unglücksfall ist.

Wild. Da würde man die Zahl der Bankerutte mehren, und weil das Uebel nicht so groß wäre, würde mancher darauf sinnen, seine Bankerutte auszuspähen.

St. Martin. Sie haben nicht ganz unrecht. Allein sind darum Affekuranzen zu verworfen, weil so viele schon durch seine Kniffe den Affaradens zu schaden suchten? Bleibt nicht die Sache immer dieselbe? und der Vortheil des Gleichgewichts ausgemacht? Dagegen würde man den Betrügern auch mehr noch auf die Finger sehen, und keiner könnte mehr behaupten, daß er durch anderer Bankerutte heruntergekommen. Die Hauptentschuldigung so vieler siele weg. Doch, ich will ja nicht aneinander setzen, wie dieser Plan auszuführen, ich habe nur beweisen wollen, daß hier sich Mittel denken lassen, den Betrogenen pa-

trio-

triotisch schadlos zu halten. Glauben sie aber wohl, daß ein solches Mittel bey dem Vanz Ferutt einer ganzen Nation, besonders einer der ersten in Europa, sich noch erfinden lasse? **Wild.** Sie vergessen immer, daß Frankreichs Zustand nicht der ibrige ist.

St. Martin. Und sie, daß Frankreichs Defonomie, wenn sie der unsern gleicht, bey ungleich größern Staatseinkünften, es viel weiter bringen kan, als wir. Sie vergessen, daß das Nothwendige, um Menschen zu erhalten, sehr klein ist, und daß Menschen, die den festen Vorsatz dazu fassen, beym Nothwendigen so froh seyn können, als beym Ueberfluß.

Wenn Frankreichs Herscher igt die Zügel nähme, und sagte: Ich will zeigen, daß ich König, ich will aber auch zeigen, daß ich Vater meines Volks bin. Ich will Misbräuche abschaffen, und will den Unterdrückten anshelfen. Ich will, daß aller Luxus meines Hofes eingeschränkt werden, will aber auch, daß jeder der kleinen Fürsten um mich her, die es vom
saur

sauren Schweiß meiner Untertanen wurden,
 nicht mehr sie drücken soll. Ich will das Gleich-
 gewicht in meinem Lande hergestellt wissen!
 Ich will die Güter der Reichen nicht mein nen-
 nen, allein ich will sie der ganzen Nation ein-
 verleiben — dann brauchte Frankreich nicht ban-
 kerutt zu machen. Dann zahlt es seine Schul-
 den mit Gemächlichkeit, dann wird sein Vermö-
 gen wieder reich — und seinen Reichen gebet
 darum nichts verloren, denn Gelder, die er igt
 dem Staate borgt, sind durch die Sparsamkeit
 desselben ihm doch wohl sicherer, als sie es vor-
 her durch seine Verschwendung waren. Die
 Einkünfte, die durch die abgeschafften Auflagen
 dem Staate verloren, ersetzt der unterbrochne
 Luxus, und dann wenn einst ein Fall der Noth
 eintritt, dann haben Könige in ihrer Untertan-
 en Fülle Quellen, die nicht versiegen können,
 anstatt, daß sie igt verzweislungsvoll auf den
 Zustand des Landes, der Kassen, den Misfrez-
 dit und den bevorstehenden Sturz ihres blü-
 henden Landes sehen müssen.

Wild.

Wild. Und zu dem allen werden Jahrhunderte erfordert, um dem Lande seinen Laster wiederzugeben, und durch mein Mittel, durch den Bankerutt, bleibt's wie es war, und leidet nichts, als an einer Ehre, die ich immer noch für eingebildet hatte. Die Schande, die daraus entsiehet, wälzt die Nation auf ihren König, wie kan sie darin etwas thun, da er und seine Vorgänger verbrochen haben? Wer wird es wagen, dem ausgesognen Haufen vorzuwerfen, daß sie Betrüger sind — sie, die betrogen worden.

St. Martin. Als ob die Nation den König nicht zu ihren Repräsentanten angenommen? Als ob er nicht in ihrem Namen handelte? Als ob sie nicht verbunden wäre, gut zu heißen, was er that, oder dazu still geschwiegen, es wieder gut zu machen? Selbst für die Fehler ihrer Regenten muß sie bürgen.

Wild. Das wäre wohl der erste Weg, um Revolution in Frankreich zu begünstigen.

I. Bändg.

D

St. Mar-

St. Martin. Nichts weniger. Wenn
 alle einstimmig so denken, einstimmig dem Kö-
 nige Vorstellungen darüber machen, so muß
 der Regent nachgeben. Wenn aber der reiche
 Theil seiner Unterthanen, wenn die größern
 Stände sich auflehnen, und glauben besser zu
 fahren, wenn die Bedrückungen des Armen
 fortdauern, dann ist der Weg zur Revolution
 offen, dann wirkt dieser durchs Geld mäch-
 tigere Theil durch sein Geld und durch seine
 Rabale. Und deswegen sollte der König, da
 es noch Zeit ist durchzugreifen, durchgreifen.
 Da seine Macht noch in dem Staate feststeht,
 da die Liebe zu ihm noch in den Herzen seiner
 Unterthanen lebt, so soll er auftreten und
 sagen: ich will mich opfern und was ich ha-
 be. Hat er sich aber einmahl schwach gezeigt,
 hat einmahl nur sein Entschluß dem schändli-
 chen Vorschlage eines Nationalbankerutts zu-
 gewankt, dann könnte es sich zutragen, daß
 er von seinem Volke als ein schwacher König
 behandelt würde. Dann wäre es möglich,
 daß

daß man ihm Rechte nähme, die er hat, ohne jedoch die Ehrfurcht verletzen zu wollen, die man gegen ihn haben muß; dann wäre es möglich, daß eine Revolution in Frankreich entstünde —

Wild. Die doch wohl nicht ohne Blutvergießen abgehen würde?

St. Martin. Aber doch ohne dieses abgehen und sich endigen könnte, wenn die rechten Wege dazu gewählt würden — Wege, die Konventionen nicht umstoßen, und dem Herrscher nicht zu nahe träten; Wege, die dem Despotismus Einhalt thäten, der nicht vom Könige, sondern von denen ihn umgebenden herrührt — Wege, die ein Volk wieder glücklich machten, welches es verdient, glücklich zu seyn, und Monarchen sich selbst wiedergäben, die bisher den Schwächen anderer gelebt, und ihres Monarchenstandes Namen trugen, ohne die Last zu tragen, die zu demselben gehört, wohl aber dagegen mit andern Lasten belästigt wurden, die einem Monarchen nicht

zufommen, ja gar erniedrigend find, und ihn beschimpfen.

Wild. Und doch wolt ich wohl wetten, daß Frankreichs Bankerutt so gut wie entschieden ist.

St. Martin. Wer meiner Nation schlug schon eine Wette? Bestimmen sie — ich schlaege ein. Die Nation geht eher ganz zu Grunde, als daß der Bankerutt statt finden sollte.

Madrid.

M a d r i d.

Don Eskuderos. Sennor Manko.

Sennor Karnio.

D. Eskuderos.

Nun meine Herren, sie wollen doch Politiker seyn, haben so manches prophezeit, und sagen, so manche ihrer Prophezeyungen wären eingetroffen, aber das haben sie sich wohl nie träumen lassen, daß ein Kezer in Frankreichs Staatsrath kommen, und an der Spitze der Finanzen des allerchristlichsten Königs stehen würde.

S. Manko. Sehr oft aber doch ihnen gesagt, Don Eskuderos, daß die Toleranz in Frankreich bald auf einen hohen Gipfel kommen würde. Angenommen, daß wir specialia nicht so genau in die Zukunft hinein erblicken

können, gehört doch unsrer Anmerkung Erfüllung wohl hierher.

S. Karnio. Und ich, Don Eskuderos, bin noch näher auf den Nagel gekommen. Wenn sie sich eines Gesprächs erinnern, was auf einer Spazierfarth nach dem Eskurial wir über unsern eignen Finanzenzustand hatten, so werden sie sich zu entsinnen wissen, daß da von der Rechnungsfähigkeit der Protestanten die Rede war, daß ich die Sache auf mehrere Aufklärung, auf Gewissens- und Denkensfreyheit reduzirte, daß ich behauptete, wenn man diesen den nähern Eingang zu uns verstattete, so würden wir bey unsern unermesslichen Reichthümern bald weit fürchtbarer werden, als wir es sind. Ich machte sie damals auf Frankreich aufmerksam — auf Frankreich, das der Quellen lange nicht so viel hat, als wir, auf Frankreich, das mancher, als das reichste Land Europens annimt, weil man unsern Reichthum noch nicht weiß, nicht kennt. Auf einer Seite kan es gut für uns seyn, daß das ist, auf

einer

einer andern aber ist es schlimmt. Daß dieses schlimmere uns nicht schädlich wird, daran ist unsre Lage, daran ist die Bevestigung schuld, die die Natur uns gab, sonst würden sich bald Freunde in unsre Mitte eingefunden haben, die unsre Feinde geworden wären. Das Gute, was uns daraus erwachsen ist, ist, daß es uns nicht gegangen ist, wie Frankreich, daß wir uns Eitelkeit und Stolz nicht verleiten lassen, in alle fremde Händel uns zu mischen, und Europens Schiedsrichter vorstellen zu wollen. Hätten wir das gethan, wir bedürften ebenfalls fremder Hülfe, wir würden unsre Finanzen zerrüttet haben, wie sie, und in sofern ist der Mangel an Aufklärung uns nützlich gewesen.

S. Manko. Allein der Mangel an Toleranz hat uns geschändet. Ist's denn etwa eine so große Sache, wenn ein Kezer des Königs Einkünfte in Ordnung bringt, Ob ein rechtgläubiger Christ oder er dem Unheil Einhalt

D 4

thut,

thut, das den Staat zu stürzen droht, das ist doch wohl gleich viel, wenns nur geschieht.

S. Karnio. Wenns nur geschieht — da haben Sennor Manfo einen ganz vortreflichen Anhang gemacht.

D. Eskuderos. Bravissimo, Karnio! recht so! nehmen sie die Parthey der Wahrheit. Ich will zwar glauben, daß es um die Toleranz eine ganz vortrefliche Sache seyn mag — wenn sie aber blos Königreiche in ihrem Ansehn und in ihrer Ordnung erhalten kan, warum stand Spanien denn so lange fest, warum hat die Intoleranz, wie ihr es nennt, warum hat das Inquisitionsgericht, warum hat Blut und Tod der Kezer in so vielen Jahrhunderten den Spaniern nicht den Untergang gebracht? Warum ist Frankreich so gesunken, daß es sich nicht zu helfen weis? Mein Pater Alloysius a coelis sagte mir noch gestern ins Ohr, das sey des Himmels Strafe über Frankreich, weil sie den Kezern zu viel Willen ließen, und ob er gleich von seiner Dummheit übrigens hinreichend

ehend deutliche Proben mir gegeben, so ist, doch dieses nicht ganz dumm gesprochen.

S. Manko. Weg mit dem Pater Moy-
sius a coelis, Don Eskuderos!

D. Eskuderos. Ja — weg damit, sagt
ihr — und weg mit euch, sagt er. Der Pfi-
fikus hats lange weg, daß die beyden Herren
ein paar freigeisterische Philosophen sind. Ich
schätze euch indessen mehr als ihn, ob ich ihm
gleich mehr Ehrfurcht schuldig bin. Denn seht,
trotz dieser Ehrfurcht hab ich ihm enthüllt, daß
wenn er seinen Vorsatz, euch höhern Ortes an-
zugeben, ausführen, ich bis auf die kleinste
Kleinigkeit ihm alles entziehen würde, was er
von mir erhält.

S. Karnio. Wir danken ihnen für die
Güte, Don Eskuderos. Doch dürfen sie nicht
denken, daß man höhern Ortes in Spanien noch
itzt so blind ist, wie man ehemals gewesen. Wo
Politik und große Dinge nicht ins Spiel sich
mengen, da läßt man sünfe gern gerade seyn,
und ist zufrieden, wenn nur kein Aergernis

gegeben wird. Wenn aber freylich das Ganze zu wanken scheint, da nimt man das zweyschneidige Schwert der Bigotterie zu Hülfe, weil man noch nicht ganz übersehen kan, was etwa nach eingeführter Toleranz und abgeschafften Pfaffendespotismus aus den Herren selbst werden mögte, die an dessen Spitze waren.

S. Manko. Ich denke, Sennor Karnio, trotz ihrer ersten etwas bitteren Anmerkung werden wir doch wohl noch Freunde bleiben. Um einer solchen Aeußerung willen könnte ich Beleidigungen zehnmahl vergessen. Don Esfuderos! sehn sie sich doch nur in der Geschichte unsrer heutigen Zeiten um. Alles um uns, selbst die Regenten, die dem Glauben unsers Landes am eifrigsten zugethan sind, werfen doch das Joch der Pfaffentyranny hinweg. Die vernünftigen unter diesen erkennen selbst, daß ihre Vorgänger zu weit giengen, und suchen selbst zum Theil wieder gut zu machen, was jene schlimm gemacht. Bewahre mich der Himmel und alle seine Heiligen, daß ich das
auf

auf unsre izige Geistlichkeit anwenden sollte, was auf die ehemahlige anzuwenden war. Mein, der Geist der Toleranz ist in dem größten Theil derselben selbst in Spanien schon. Nur die diese Lehre ehren, die ihr zugethan sind, stehen noch zu fest unter dem Jügel ihrer alten Zuchtmeister.

S. Karnio. Ganz richtig, lassen sie nur noch eine Generation durchlebt seyn, dann werden sie bald gewahr werden, wie in unsern Klöstern andre Lehren gepredigt werden, wie in unsern Schulen selbst man von dem blinden Eifer spricht, der unsre Vorfahren verleitete, intolerant zu seyn — wie man der Religionen Dienst in Gottesdienst verwandelt. Mit jedem alten Mönch stirbt izt ein Inventariumsstück der Intoleranz hinweg — mit jedem neuen wird der Toleranz ein neues einverleibt.

S. Manko. Und warum das? Deswegen, weil von allen Seiten man das Ungeheuer tödten sieht — weil man vorher sieht, würde man nicht selbst an einer Reformation arbeiten,

beiten, zu einer Einschränkung die Hände bieten, so würden alle nachbarlichen Hände zuletzt über uns herfallen. Die Politik hat den Fanatismus verschlungen. Er lebt nur noch in alten Herzen und in alten Moden; und so kans auch wohl noch einmahl dahin kommen, daß ein zweyter Nefer in unsern Staaten sein Fortkommen nicht allein, nein, auch des ersten Nefers Würde, den Weg dem Throne nahe findet.

S. Karnio. Nur keiner, der dem ersten Nefer gleicht.

D. Eskuderos. Nun, meine Herren, so viel merk ich wohl, der eine ist für diesen Kezer, der andre wider ihn, und Lust hått ich zu hören, welcher Recht von beyden hätte. Daß seiner Kezerey izt nicht Erwèhnung geschehen wird, kan ich mir leicht entziffern. Hat denn der Mann dem Staate schon so wichtige Dienste geleistet?

S. Karnio. D wichtig hat er sich gemacht. Er hat in der Zeit seiner ersten Administration für

für mehr als 400 Millionen Anleihen gemacht, hat den Kredit des Regenten und den seinigen gehoben, hat gezeigt, daß er ein trefflicher Mann zu Verstärkung alter Uebel, ein guter Arzt für Palliativkuren, und ein Plusmacher auf den Punkt der Schulden wäre.

D. Eskuderos. Ey, ey, das ist ein interessanter Kezer. Sennor Manko, wie werden sie ihren Helden hier erlösen? Es scheint, sie lassen schon die Flügel hängen.

S. Manko. Nichts weniger als das, Don Eskuderos. Dieser Neker baute seinen Plan nicht für wenig Jahre, er baute ihn für ein Menschenalter. Ein Menschenalter in demselben ihn gelassen, und Frankreich war gerettet. Daß er sich anfangs der einzigen Mittel bedienen mußte, die er hatte, des Kredits und der Anleihen — war ihm das zu bedenken? Konnte er auf andre Art das Geld erhalten, was den Grund zu seinen Planen legen mußte? Konnte er aus nichts etwas machen? Man spricht von 400 Millionen, die er aufgenommen. Das
ist

ist Wahrheit — allein was er dafür bezahlte, dessen thut man nicht Erwähnung — es wird vergessen, wie viel lästigen Zinsen er dadurch ein Ende gemacht. Es wird vergessen, daß er die gewissen Staatseinnahmen sicherte, daß er den Fond auf bessere Festigkeit setzte, daß er so manchen blutsaugenden Wucherern Einhalt that, die statt seiner 6 oder 7 Procent Zinsen aus dem Lande ihre Kapitalia um 30 oder 40 benutzten. Nefers Administrationsplan war kaum nach 10 Jahren richtig zu beurtheilen, am allerwenigsten nach wenigern. In zwanzig Jahren hätte man den ächten Nutzen und die wahre Wirkung desselben gesehen. Und wenn er das Gebäude einmahl aufgeführt, dann konnten andere es ohne Schwierigkeit verwalten, dann war es Spielwerk, Frankreichs Schulden zu bezahlen. Und wenn im zwanzigsten Jahre seiner Administration reel der erste Sous vom Kapitale erst bezahlt worden wäre, so hätte er doch immer selbst indessen ein großes Werk vollbracht, das Plus der Ausgaben, bis zu einem

einem Aequivalent zu vermindern, und die Zinsen der Nationalschuld für alle diese Jahre zu entrichten. Dann war sein Werk zur ersten Stufe der Vollkommenheit gediehen, die sich mit jedem Jahre weiter wälzt, mit jedem sich vergrößert, die dem Lande endlich einen Vorrath gegeben haben würde, da es igt Schulden hatte.

S. Karnio. So geht es mit der Menschenfantasie. Sie spielt und spielt sich in die Zukunft hinaus mit Schwingen, denen man nicht folgen kan. Ich glaube, Frankreich selbst könnte keinen besseren Vertheidiger für Nekern hervorgebracht haben, als Spanien für ihn aufzuweisen hat. Denn dort spricht man von falschen Blicken in die Zukunft — ja wohl davon, daß die Blicke in die Zukunft diesem Mann so verhaßt gewesen, daß er sie nicht einmahl gewagt, sie nicht wagen können, nicht wagen dürfen. Ein Schwindel hätte sich ihm nähern müssen, wenn er dahin geblickt. Was jeder andere vollbringen können, wo jeder andre wenig-

nigstens ohne Furcht Hand anzulegen im Stande war, dahin durfte er kein Auge wenden, er mußte zittern, seine Kraft dahin zu wenden. Wenn andre hundert Feinde durch den Schritt sich machten, den man sie zur Verwaltung der Finanzen treten ließ, so machte er sich zehntausend. Man glaubt zwar in Paris die Toleranz sehr hoch gestiegen, allein auf diese Zahl will, ohne Spanier mich zu nehmen, und ohne mich als Sohn der Kirche zu betrachten, ich wetten, daß sie Ketzers Feinde aus keinem andern Grunde sind, als weil er Ketzler ist.

Man lasse ihn nur gleich so viel haben, die durch seine Verwaltung, durch die Ersparnisse, die er wenigstens anrath, wenn er sie auch nicht ausführt, durch die Verstopfung mancher Quelle, aus welcher dieser oder jener schöpft, er sich macht, und die ein anderer, der andern Standes wäre, sich nicht machen würde, weil man ihm mehr Recht zu solchen Veränderungen zutraut!

Die Zahl der Feinde also, die wider den andern weniger handeln würden, handeln mehr
gegen

gegen ihn. Man nehme noch an, daß man sich ihm mit größern Rechte im allgemeinen widersetzen zu können glaubt, daß wenn man eines andern Entsetzung fürchtet, weil man einen schlimmern wieder zu erhalten glaubt, man diese Entsetzung wünscht, weil keinen schlimmern man zu erhalten, für möglich hält.

S. Manko. Und doch war nie das Volk zufriedner, als es unter Nefer und mit Nefer war, und dieses ist doch wohl Beweis aus Thatfache, ist praktische Erfahrung.

S. Karnio. Ich bitte, lassen sie mich endigen, Sennor Manko! Bey allen diesen Hindernissen solte Nefer, dessen Stolz bekant ist, nicht mehr seinem Stolze, als dem allgemeinen Besten nachgedacht haben? bey allen diesen Hindernissen solte Nefer den Gedanken nur genährt haben, der Retter zu werden, nicht seines Vaterlandes, sondern eines fremden Landes? Nein, Sennor, lassen sie das einen minder aufgeklärten, oder mehr als ich für ihn eingenommenen Mann sich mahlen, das Mähr-

I. Bändg.

E

gen

gen eines solchen Plans. Wo nicht Patriotismus, wo nicht allgemeine Stimme, wo nicht, wenn schon nicht sicherer, doch wenigstens wahrscheinlicher Erfolg ein Unternehmen begünstigt, da kan ein solcher Plan nicht einmahl entstehen, geschweige denn zur Ausführung sich reifen. Ich will es Ihnen besser sagen, Sennor. Mit Kopf und feiner Welt, und Kenntniß aller möglichen Intriguen war Herr Neker ausgerüstet, und Stolz war seine erste Leidenschaft. Sie wurde durch den guten Fortgang unterstützt — den die ersten in Frankreich fanden. Er gieng dahin, um reich zu werden, und das gelang ihm. Dies gebietet Wünsche. Bey ihm erwachten sie in vollem Maaße. Er sahe eine Möglichkeit gros und vornehm zu werden, und das bestimmte ihn. Klug genug bey schon verzweifelten Umständen eine Palliativkur auszufinnen, übernahm er es, dem Volke sein Finanzsystem zum Spielwerk und zur angenehmen Ergözung darzubieten, und weise sah er in den Zeiten vorwärts schon

schon voraus, daß einmahl man ihm seinen Fall bereiten würde. Allein er sahe auch vorher, daß dieser Fall fast grösser ihn noch machen, höher heben würde, als der Posten selbst. Denn mit den feinen Künsten, die er in seiner Macht hatte, unbekant, mußte sein Nachfolger tiefer noch in den Grund mit Frankreichs Finanzen seegeln, als vor ihm einer je geseeglet war, und alles mußte sich nach seiner Rückkehr sehen.

So, Sennor Manko, ist mir Nekers Laufbahn sehr erklärbar. Müssen sie mir nicht beystimmen?

S. Manko. Ich habe ihnen verwunderrungsvoll zugehört, drum hab ich sie auch völlig enden lassen, ohne in ihre Sache, die so ganz nach unreifen Vorurtheilen schmeckt, und auf diese gebauet ist, mich zu mengen. Sie folgen jenen blinden Aeußerungen derer, die Nekers Höhe neidisch macht, die alle Nebendinge hervorsuchen, um seine so einleuchtenden Verdienste zu schmälern.

Wer bloß für sich handelt, hat allzeit Ursach heimlich zu handeln, und wird nie öffentlich, und ohne Hehl jede seiner Handlungen darstellen und beurtheilen lassen. Nefer that nie etwas, ohne sich ganz darzustellen. Nefer hat die deutlichste Berechnung seiner Administrationen in die Hände des Publikums niedergelegt. Nefer hat sich gerechtfertigt.

Sie meynen jede Hindernisse hätten ihn nicht so übersteiglich seyn können und sollen, wie sie es wären? Sie meynen, sein Blick hätte nicht gewagt, sich in Frankreichs Zukunft zu verlieren? Sie meynen, er habe auf den Umstand gehofft, daß ihn der Zufall wieder stürzen würde, um in dem Sturz Rechtfertigung zu finden?

Sie irren, Freund! Der Stolz allein vermag den Menschen nicht einer so augenscheinlichen Gefahr Troz zu bieten. Der Stolz allein vermag nicht, ihn der Aufmerksamkeit und dem Neide von hunderttausenden entgegen zu stellen, und ohne Kentnis, ohne Willen, ohne Ueber-

Ueberblick, ihn ein Geschäft übernehmen zu lassen, was mit dem ersten falschen Schritte schon die traurigen Folgen sehen läßt. Nekers Liebe für Frankreich war zu warmen Patriotismus für dieses Land geworden, und aus diesem warmen Patriotismus entsprang erst die Entschliefung sich um die Rettung der Nation zu kümmern. Weit leichtere Wege hätte dieser Mann bey seinem eignen Reichthume, und bey dem großen Credit, in dem er stand, gehabt, um sich empor zu schwingen, als diesen. Weit leichter hätte er seinem Stolze fröhnen können, da er alle die, die große Rollen spielten, über sah, und im Besitz des Mittels sich befand, durch das in Frankreich alles sich erzwingen läßt. Ist ja ein Stolz bey ihm zu finden, so entstand er erst aus dem Gefühle seiner wirklichen Verdienste, aus dem Bewußtseyn etwas gethan zu haben, was er mit Recht als einen Vortheil dem Lande anrechnen, und Belohnung dafür verlangen konnte. Und war dieser Stolz ihm nicht zu verzeihen? Kan man wohl

Nekern in den Zeiten seiner Administration eines Augenblicks zeyhen, den er nicht zum Besten seiner Geschäfte, die er übernommen, angewandt? Und hatten diese Geschäfte etwa Intriguen zum Grunde — sahe man seinen Operationen die Form derselben an?

War Nekern nicht bestürzt, und unnuhtvoll, als er seinen Posten verloren? Und gab es einen Menschen, der ihn hier der Heuchelei beschuldigen können? Waren alle seine Freunde nicht einstimmig, daß es ihm nahe gehe, sich so verachtet zu sehen? Und glaubte er sich verachtet, so konte er doch wohl diesen Fall nicht vorhergesehen, nicht gewünscht haben? Trästete ihn das Beyleid des Publikums, die allgemeine Trauer, die über seine Entfernung von Geschäften entstand, für seine Leiden, dann waren diese theils doch wohl gegründet, theils konte er so ganz gewis nicht seyn, daß man keinen schlimmiern zu erhalten für möglich hielt?

Nein,

Nein, Sennor Karnio, öfnen sie die Augen über diesen Gegenstand. Lassen sie sich blindes Vorurtheil nicht hinreißen, einen Mann, der so vieler Hochachtung werth ist, falsch zu beurtheilen. Hat Neker in seinen Rechtfertigungen je erwähnt, daß man ihn in dem Laufe seiner Anordnungen gehemt, so gehemt habe, daß er als Frankreichs Retter, nicht dastehen können? Wäre ihr vorerwähnter Stolz bey ihm gewesen, er hätte sicher die Possaune hier zu seinem eignen Lobe angefetzt. Er hätte sicher mehr Pralens von sich selbst gemacht. Allein er sieht mehr auf das Ganze, als auf sich, und das zeigt er in allem. Daß er seinen Werth dabey nicht zurücksetzt, das ist ihm nicht zur Last zu legen. Erhält er sich den nicht, so spielt ein jeder mit ihm, wie er will.

So, Sennor Karnio, ist mir Nekers Laufbahn weit erklärbarer, und nicht wahr, jezt müssen sie mir beystimmen, und widerlegt sich fühlen?

Don Eskuderos. (Nach einer Pause) Er schweigt — er muß nicht überzeugt seyn, Eennor Manko. Ihr macht's gerade so wie Pater Alloysius a coelis es von den Teutschen mir erzählt — die auch sich über Ketzer streiten, beißen, und fast schlagen, und keiner kennt ihn. Doch da kömmt er selbst. Nun soll ers euch entdecken.

Pater Alloysius a coelis (Der eben eintritt) Es segnen euch die Heiligen alle, meine Söhne!

D. Eskuderos. Zur rechten Zeit, mein lieber Pater, nahen sie sich. Wir streiten eben über den berühmten Ketzer, der in Frankreich so viel Aufsehen macht.

P. a coelis. Das seh ich gar nicht gerne, meine Söhne. Man muß von solchen Dingen lieber gar nicht reden. Die bösen Geister solcher bösen Ketzer umschweben einen gleich, und suchen einen mit ins Garn zu lokern, wohin sie jenen lokten. Das ist ein stolzer aufgeblasener Mensch, dem der Teufel selbst die Gedanken eingegeben, ein christliches Volk vol-

lends

lends in seiner Verirrung zu bestärken. Hätte man in Frankreich nur dem Unthier Toleranz nicht so viel Raum gelassen, so würde man wohl dort in Ruhe noch leben können. Aber da gerieth des Himmels Strafe über die Franzosen, und über ihre Finanzen. Ja zu den Zeiten der Bluthochzeit, da giengs noch besser zu. Da wuste man die Kezer recht zu kaperniren. Das kan auch gar nicht besser werden, bis solche Zeiten wieder kommen. Wenn ich wie unser frommer König schalten und walten könnte, keinen Kezer lies ich wieder in mein Land, und izt versperre ich die Wege ganz aus Frankreich her, verböte allen Franzosen jenes Gift zu uns zu bringen. Ich wäunte selbst, es solte besser werden, da man den Schächer abgesetzt von seinem Amte. Nun holt man ihn gar wieder, und hebt ihn höher noch hinauf, den Antichrist.

D. Eskuderos. Allein, nicht wahr, in Deutschland und in England schätzt man ihn.

in p. a coelis. Nun, von England wollen wir nicht sprechen. Das sind verirre Schaafe, die der Himmel nun so duldet. Allein ich sehs voraus, die werden noch einmahl versinken. Davor ist mir auch gar nicht leid, sie wohnen ja auf kleinen Inseln. Schon oft hab ich mit sympathetischen Fluiditäten Striche um die kleinen Dinger auf der Landcharte gezogen, und gehoft, ich würde bald die Nachricht von ihrem Untergange erhalten. Allein ich habe mich betrogen. — Der Himmel ist nun einmahl langmüthig, vielleicht thut er es auch um der Gerechten willen unsers Glaubens. In Teutschland aber — ja da sieht es lustig aus. Da weiß kaum jemand mehr, was er glaubt. Da mengen sich die Schaafe mit den Wölfen, als ob sie zusammen gehörten. Da gehen Katholik und Kezer Arm in Arm. Das Land hat aber sicher Gott auch ganz verlassen. Darum ist die Verwirrung auch so groß. Denn alles spricht und schreibt und denkt wider einander. Einig sind sie nimmer. Das wird ein babylonischer

nischer Thürmbau, ihr werdet sehen, daß zu-
 lezt alle noch davon laufen und das Land leer
 stehen lassen.

D. Eskuderos. Von Nekern wolten sie
 uns was erzehlen, lieber Vater!

P. a coelis. Von Nekern? Ach ich rede
 gar nicht gern von ihm. Er hat den Teufel,
 das versichre ich bey allen Engeln. Wie könn-
 te ohne ihn und ohne diese dem Satanas ge-
 lassene Gewalt über Menschen ein Kezer sich
 so hoch erheben. Ach, meine lieben Eöhne,
 Manfo und Karnio, laßt doch ab, von eurem
 bösen Grübeln über Aufklärung. Ihr werdet
 sonst dem Leidigen auch in die Hände fallen.
 Das komt von den Vereinigungen mit verdam-
 ten Kezerpotentaten, von den Gesandtschaften,
 und solchen Dingen, die man toleriren muß.
 Ach die Politik ist unser Untergang. Das
 ist ein neues Spielwerk aus der Hölle, eine
 Brücke, die der Teufel sich gebaut, um auch
 nach Spanien überschreiten zu können, um der
 unfrigen auch etwelche in die Klauen zu bekom-
 men,

men, die er hernach zu Abgesandten seines Reichs gebrauchen kan. Ach Manko, und Karnio, ich fürchte, ihr seyd schon von ihm entzündet.

S. Manko. Wenn Gefühle der Natur uns eines bessern überzeugen —

S. Karnio. Wenn Menschlichkeit uns von den Grundsätzen weichen heißt, die sie uns predigen —

S. Manko. Wenn Christi Lehren mit Intoleranz nicht stimmen, so folgen wir der bessern Ueberzeugung, mögen sie dagegen predigen —

St. Karnio. So üben wir die Menschlichkeit, wenn sie gleich solche zu verbieten sich unterfangen.

D. Eskuderos. Bey meiner Grandezza! Da sind die Herren wieder einig, und über Nefern waren sie nicht zu vergleichen.

P. a. coelis. Ha! Ich ersticke fast für Wuth! Das werd ich höhern Orts berichten. Ich kan sie nicht mehr als Söhne der Kirche betrachten.

ten. Sie haben sich gegen dieselbe aufgelehnt. Sie haben einem Diener derselben ins Gesicht widersprochen.

D. Eskuderos. Gemach, mein lieber Vater. Wenn das, was unter uns geschieht, je ihrer Zunge entwischt, so verlieren sie bey mir den lezten Real.

p. a coelis. So thue ich sie beyde im geheimen Bann. Schliesse so lange sie von der Kirche aus, bis ich die Spuren ihrer Besserung erblicke. Da sehen sie D. Eskuderos, was der Kezer Nefer und sein Teufel können. Zwey Schaafte haben sie von meiner Heerde mir entführt.

Con

Konstantinopel.

Wohnung des Grosveziers,

Ein Sekretair des Grosveziers. Ein
Bassa von drey Rosschweifern.

Bassa.

Und ihr meint also, Freund, daß die Säch-
sen in Frankreich so herabgediehen, daß wir
von dieser Seite keinen Beystand mehr zu hof-
fen hätten?

Sekretair. Auf nichts — auf gar nichts
ist von dorthier mehr zu rechnen. Es ist ein
ausgedruckter Schwamm, der keinen Tropfen
mehr zu geben vermag. Sie haben sich an ihm
satt gesogen, die Großen, die den König nutz-
ten, weil er schwach war — den König, sey es
nun

nun gewesen dieser oder seine Vorfahren. Sie haben wenigstens bey diesem sich fest entschlossen, es da fortzusetzen, wo sie es bey dem letzten gelassen haben, und sie werden nicht davon abstehen. Vergebens sucht dieser Monarch die Menschen, die dem Uebel mit ihm gemeinschaftlich Einhalt thun sollen. Es ist unter seinen Großen keiner, der mit Oekonomie Gemeinschaft haben will. Sie wollen alle scharren und verschwenden, das erste um des letzten willen, das letzte, weil sie nicht aus dem sanften Gängelbände wollen, das sie gefangen hält.

Bassa. So meint ihr also, daß Frankreichs Reichthum noch in Frankreich sey?

Sekretair. Ist — größtentheils ist er noch darin. Er sitzt bey den christlichen Juden der allerchristlichsten Majestät. Euer Sultan giebt auch seinen Großen oftmahls Privilegia, den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen, die Armen auszufaugen, daß sie kaum den letzten Faden auf dem Leibe behalten, aber er
weis

weiß sich dafür schadlos zu halten. Hat ein solcher leerer Schwamm recht angesogen, ist er voll und dick geworden, dann schikt er ihm die seidene Schnur, und preßt damit Leben und Gold aus ihm heraus. Ich will nicht gerade sagen, daß es die menschlichste Politik von eurem Sultan ist, aber die beste Methode doch. Er giebt seinen Namen nicht zu den Ungechtigkeiten her, die jener begeht, er verstatet ihm sie auf seinen Namen auszuüben, und dann straft er den andern, weil er grausam mit dem Volke umgegangen. Er schafft den Unterdrückten durch den Tod des Mannes zwar nicht wieder, was sie verloren, aber er schafft ihnen Rache, und die muß die Stelle des Ersatzes vertreten.

Bassa. Und warum schikt der Franken König nicht auch einigen seiner Großen die Schnur, und bemächtigt sich ihrer Schätze und zahlt seine Schulden? Ist er nicht unumschränkter König? Würde nicht sein Volk ihn preisen, wie das unsrige den Sultan preißt,
wenn

wenn er es von Tyrannensesseln rettet? Würde nicht wenigstens das Gute draus entstehen, daß der neue Vorgesetzte durch Geschenke theils und theils durch Nachsicht erst beliebt sich machen müste, und dem Volke wenigstens auf einige Zeit Erleichterung gewährt würde? Und, Fremdling, unsre Politik muß denn doch wohl die beste seyn, weil ihre Folgen gut sind. Siehst du denn, daß es einem Türken mangelt? Freylich üben wir Gastfrenheit und Mitleiden strenger, als ihr Franken, und dadurch bleibt mehr Gleichgewicht bey uns. Siehst du, daß wir so viele Nothdürftige haben, wie du uns oft in deinem Lande aufgestellt? Siehst du, daß unser Sultan jemahls in der Verlegenheit gewesen, Bankerutt zu projektiren? Es fehlt ihm oft an Summen, allein er braucht sie nicht von fremden Bölkern zu entlehnen. Wir sind für unsern Herscher immer reich. Und wenn des Reichthums denn in Frankreich noch so viel ist, so soll der König nehmen, wo es ist, nicht wo es mangelt.

I. Bändg.

F

Sekre.

Sekretair. Ihr habt in manchen Stücken nicht Unrecht, Bassa, und wenn Frankreichs König nehmen wolte, er würde finden. Allein der Menschheit Rechte lauten bey uns jezt in tausendfachen Rechtsklauseln so, daß wer eine Sache einmahl erworbenes Eigenthum nennt, hab er sie erschunden wie er will, den schüzet man in dem Besiz. Man würde es für Todssünde halten einen Reichen zu tödten, weil er reich ist, und seines Reichthums sich zu bemächtigen.

Bassa. Das hält man aber nicht für Sünde, daß der Reiche Tausenden das ihrige genommen, und den Hungertod sie schmachten läßt? Das hält man nicht für Sünde, wenn das Land in Noth ist, daß er dann seinen Schatz versperrt, und sich der allgemeinen Hülfe entzieht? daß er Gelegenheit zu Revolution und Mord Unschuldiger giebt, wie das so oft der Fall gewesen?

Sekretair. Und auch wohl izt der Fall wieder seyn wird. Seht Bassa, ich bin Fremdling unter euch gewesen. Ich hatte wahrlich
 your Vaters-

Vaterlandsliebe, als ich in Jünglingsjahren
 noch in den Fluren wandelte, wo ich geboren
 war. Ich hatte Schwungkraft in mir, fühlte,
 daß dem Staat ich dienen könnte, und diene
 ihm auch. Ich sahe aber Misbräuche meiner
 Vorgesetzten, und mein Herz empörte sich da-
 gegen. Ich kont es nicht ertragen, daß der
 Arme unterdrückt ward, und ich seufzte laut.
 Ich redete aber auch laut. Das nahm man
 übler auf, als mein Seufzen. Man gab mir
 zu erkennen, daß ich schweigen sollte. Ich
 schwieg nicht. Da jagte man mich weg von
 meinem Dienst und Brod, und verkümmerte
 mir jede Aussicht, meinem Vaterland weiter
 nützlich zu werden. Was solt ich thun? Ich
 suchte andre Länder. Ich fand in allen
 gleich. Ich fand, daß ein Verstoßener sei-
 nes Vaterlands nirgends anders, als durch
 Erniedrigung Unterkommen finden könnte.
 Und diese war mir nicht gegeben. Wer sich
 fühlt, der darf sich nicht erniedrigen, muß
 sich nicht erniedrigen. Ich gieng von Land

zu Land. Berzweiflung gieng mit mir, war meine treueste Gefährtin, und zwar deswegen, weil ich diese Welt nicht fand, wie ich sie finden sollte.

Bassa. Und bist in unserm Lande wieder froh geworden! — Ich merk es schon, du fandest als ein Fremdling, ohne dich erniedrigen zu dürfen, hier Gasifreyheit und Aufnahme. Man erkante dein Verdienst, man schätzte es, man wolte es belohnen. Dir war die Religion im Wege.

Secretair. Erill, Muselmänn — entweyhe mein Gefühl nicht. Dein Verdacht, als ob die Religion meinem Eigennuz im Wege gewesen wäre, drückte mich zu Boden, wenn dem so wäre. Mein, mein erstes Gefühl, als ich hier Aufnahme, liebeiche Aufnahme fand, war Dankgefühl zum großen Schöpfer, denn der Schwermuth Bande, die mich gefangen gehalten hatten, zerrissen sogleich. Berzweiflung, diese schrecklich treue Gefährtin, nahm ihren Abschied.

Ne

Religion! — ich dachte damahls nicht an Religion, war nicht das Triebrad meines Danks, du müßtest denn das innere Naturgefühl zum Schöpfer selbst, Religion benennen, da unter diesem Namen ich Art und Gebräuche, ihn zu verehren, verstehe.

Nach unsrer unerklärbaren Sucht nach Aufklärung, sucht man izt allenthalben an den Religionen sich zu reiben — der eine meistert hier, der andre da. So war auch ich Lehrern in die Hände gefallen, die alles meisterten, die in jeder Religion mir Lächerlichkeiten zu zeigen wußten, so daß ich für keine derselben Achtung fassen konnte. Im Grunde also war ich keiner Religion zugethan. Ich hatte aber immer bey meiner Freygeisterey ein dunkles Gefühl in mir, daß, wo nicht um unsrer selbst, doch um der andern Menschen, und des Beispiels willen, eine Religion zu haben, nützlich sey. Wäre ich aus meinem Vaterlande nicht verjagt worden, ich würde mich zu den Gebräuchen derjenigen bekant haben, in welcher ich geboren

und erzogen war. So kam ich unter euch, ward aufgenommen, ohne gefragt zu werden, wes Glaubens ich wäre. Ich übergebe das Benehmen meiner Landsleute, die sich hier befinden. Ich lebe nicht für Rache. Ich sage nur so viel, bloß Muselmänner wärens, die mich hier erhielten, die meine wenigen Kenntnisse schätzten, und ihnen Gelegenheit schafften, nicht ohne Nutzen zu bleiben. Ich war schon in den Diensten des Großveziers, ehe ich eure Religion bekante. Ich war geschätzt, geliebt, wie igt. Ich hatte nie Anfechtungen, zu eurem Glauben mich zu bekennen, von aussen her — doch desto mehr von innen.

Einmahl war diese Religion mir lachender, als andre, und seitdem der schwarze Trübsinn meiner Seele entflohen, drängte sich der Gedanke wieder hinein, daß der Mensch zur Vollkommenheit geboren, unter allen Wildern, stets das lachende sich wählen soll. Sey eure Lehre von der Zukunft übertrieben, so ist's die unsre doch

doch weit mehr. In der eurigen liegt sinnliches Gefühl, und das ist, was der Mensch versteht — in unsrer ist schreckliches Gefühl. Ihr maht den Tod sanft, wir gräßlich. Auch hat eure Religion mehr ausübende Pflichten der Menschlichkeit, die wir mit Worten blos ausdrücken, und wenig mit der That üben. Dies alles lehrte mich eure Religion schätzen, und war mir überzeugender Beweis, daß man in derselben glücklich seyn könne. Das alles fühlen, und den Gedanken noch hinzu denken, daß ich undankbar wäre, wenn ich nicht diese Art von Dankbarkeit dem Volke zeigte, das mich unaufgerufen glücklich machte — wer wird es mir verdenken, daß ich mich beschneiden lies? — wer würde mich nicht tadeln, wenn ichs nicht gethan?

Bassa. Ja! dafür muß ich dich umarmen, so verehrungswerth bist du mir noch nie erschienen, ob ich gleich immer für dein Talent und deinen Karakter die größte Achtung hatte.

hatte. Du bist ein echter wahrer Mißelmann — ich verdanke es Frankreichs Fall, daß ich von dieser schönen Seite dich kennen lernen. Mögen sie doch immer sagen, der Renegat taugt nichts — ich kenne einen, den ich schätze, ehre, liebe. Gebiete über mich — mein Geld — meine Weiber — alles steht dir zu Gebote. Ich habe eine schöne Tochter, sie ist vierzehn Jahr alt. Sie sey dein Weib, und mit ihr eine Mitgift, die dich zum angesehenen Mann machen soll.

Secretair. O Türke! Du beschämst tausend Christen. Behalte immer dein Geld und deine Weiber und deine Mitgift. Ist aber deine Tochter so wie du, hat ihr der Vater seine edeln Gefühle eingeprägt — wohl an — so gib sie mir zum Weibe. Sie soll die einzige seyn, ich will sie ehren, lieben, wie ich dich ehre, liebe. Mir fehlte zu meinem Glücke nur das einzige noch, ein edles Weib zu finden.

Bassa.

Wassa: „Sie sey dein, du wirst dich nicht betrügen. Aber sage mir, warum schlägst du mein Geld und meine Mitgift aus? Wozu eine so gesuchte Enthaltfamkeit?“

Sekretair: „Um mein Glück fest zu gründen. Wer bey euch Geld hat, ist stets in Gefahr sein Leben zu verlieren. Sieh du mir deine Reichthümer, und es kan nicht fehlen, man wird mir bald einen hohen Posten antragen. Mein Vater, so nenn ich dich von jetzt an, laß mir meinen Stand, meine Zufriedenheit und meine Ruhe. Ich hoffe, deine Tochter soll mich lieben, und in meiner Liebe den Ersatz für das finden, was sie entbehren muß, weil ich nicht reich bin — Adute ich dem Sultan, wenn er mich aufriefe, eine abschlägige Antwort ertheilen? Würde mich der Großvezier ihm vorenthalten können? Der ganze Wirkungskreis, in dem ich lzt nutzen kan, würde zu Grunde gehen. Zu euren hohen Stellen taug ich nicht, Ich kan nicht Krieger ansähen,

F 5

ren,

ren, ich kan nicht Gelder für den Sultan erpressen. Ich weiß, daß beydes sich nicht süßlich ändern läßt. Allein, ich will nicht dazu beytragen. Ich will mich lieber mit den friedlichen Arbeiten im Kabinet begnügen. Ich will lieber zum gütlichen Vergleich die Hände bieten. Nichts ist gewisser, nichts ist ausgemachter, als daß Frankreichs Niedergang uns viele Uebel dieses Krieges zugezogen, daß der Kayserliche Hof, daß selbst der Russen stolze Katharina nicht so unbillig gegen uns gewesen wären, wenn dieser Bundsgenosse nur noch auf der vorigen Höhe gestanden hätte. Dann hätte er sich nicht einmischen dürfen — nur zu drohen hätte er gebraucht, und man hätte uns kein Haar gekrümmt.

Bassa. Ha! daß das Kriegsglück uns so sehr zuwider ist. Beym Mahomed, der braven Leute fielen viel von uns, und wehrten tapfer sich. Ich bin selbst Augenzeuge gewesen, wie sie der Oesterreicher dickste Haufen durchdrangen,

drängen, wie sie dem Tode trotzen, indem sie ihn fanden. Allein, wenn unsre Leute einmahl muthlos werden, dann ist's vorbei. Man kan die sprechendste Redekunst besitzen, man kan im Feuer glühen; sie sind nicht zum Stehen zu bewegen. Wenn unsre zaudernde Staatsverfassung nicht wäre, wenn man nicht vom Glücke auf einmahl zu viel erwartete, und nicht erst dann unterstützte, wenn die erhaltenen Vortheile schon wiederum verloren sind, so könten wir mit unsrer Macht beyden Völkern Troz bieten. Allein das erste Kriegsglück, welches uns gegen Joseph das Schicksal verlieh, wurde vernachlässigt. Man sahe seinen Feind zu klein, schon als gedemüthigt an. Man unterstützte jeno Sieger nicht zur rechten Zeit, damit sie aus den Siegen Nutzen hätten ziehen können. Hierzu kam die Kabale unserer Großen; die denen, die die Siege erhalten, usie misgönten. Man wechselt mit den Feldherren — ruft zurück, die schon des Landes kundig, und sendet andre, denen nicht der Feind,

Feind, und nicht das Land, und oft kein Tit-
tel von der Kriegskunst bekannt ist. Ich denke
immer, Sohn, die Arbeit in dem Kabinette
ist für unsern Staat die beste. Schwing dich
einmahl herauf, und denke auf ein Mittel, wie
man den Verlust, durch Frankreich uns zuge-
fügt, ersetzen kan.

Der Sekretaire. Das Mittel ist gefunden, gu-
ter Vater. Mit Preussens Hülfe können wir
den Bund ersetzen, auch sind die Unterhand-
lungen bereits eröffnet und man nimt unsre
Vorschläge an. Mag Frankreich sehen, wie
es seinem eignen Stürze vorbeugt, andern kan
es nicht mehr helfen. Die Macht, die sonst
der Völker Geschick entschied, und Krieg und
Frieden aussprach, hat sich in das engste Be-
dürfnis zusammengezogen. Auch im Vertrauen
seyß gesagt, die Worte Frankreichs waren
mächtig und wirksam, nicht allemahl die That
so. In diesem Punkte wird uns Preußen bes-
ser zur Seite stehen, wichtiger uns seyn. War-
um steht ihr so in Gedanken, Vater?

Bassa.

Bassa. Wir werden Frieden haben —
Beseufzen kan ichs nicht, allein wer einmahl
Kriegsmann ist, der wünscht auch Krieg, um
sich zu zeigen, und Friedrich Wilhelm liebt den
Frieden —

Sekretair. Weil der Friede besser ist,

Rom.

Ein Kardinal. Signor Karotto.

Kardinal.

Sie haben sich von jeher mit politischen Beobachtungen beschäftigt, Signor. Sie sind der Mann, der igt in Frankreich nützlich werden kan. Ob sie hier ihre Zeit in ihrem Studierzimmer verbringen, und aus andrer Berichten ihre Beobachtungen schöpfen, oder ob sie dort, wo es uns nützlich werden kan, einen guten Kopf zum Augenzeugen zu haben, mit eigener Ueberzeugung sich bereichern, kan ihnen wohl gleichgültig seyn, wenn ihnen nicht etwa das letzte noch angenehmer ist. Ich rede nicht auf Befehl Er. Heiligkeit, sondern in meinen eignen Namen. Allein ich habe mit dem heiligen Vater gleiche Grundsätze, gleiche Bemerkungen,

Fungen, gleiche Besorgnisse. Er scheuet sich vielleicht einen geheimen Kundschafter irgendwo zu haben, ich brauche mich nicht dafür zu scheuen. Im Gegentheil, es ist mir Pflicht, nach meinen besten Kräften für unser Wohl zu handeln. Ich gebe ihnen freye Reise, und monatlich 200 Scudi dort zu ihrem Unterhalt. Sollten sie glückliche und wichtige Entdeckungen machen, so verlassen sie sich auf die Großmuth unsrer Regierung.

Karotto. Ich nehme Ew. Eminenz Erbieten an, und da ich überzeugt bin, daß auch sie, wie ich, die Grenzen der Rechtschaffenheit nie übertreten, so brauch ich die Erinnerung wohl nicht hinzuzufügen, daß ich den Antrag auf diese einschränke. Es muß mir angenehm seyn, eine gewiß merkwürdige Epoche eines solchen Reichs als Augenzeuge zu betrachten, und ihre großmüthige Unterstützung verschafft mir ein seltenes Glück. Doch wünschte ich etwas näher von dem eigentlichen Augenz
merk

merk unterrichtet zu seyn, den Erw. Eminenz dabey bezwecken. Ich sollte billig lächeln, daß unser erster Statistiker mich darum fragt. Wenn sie schon vorsichtig genug sind, die Welt von ihrem vielen Wissen nicht zu unterrichten, weil sie den Kabinettern dienen wollen, so sollen sie vor mir doch nichts verhehlen. Doch es mag seyn, ich will von einigen Dingen reden, um selbst ihre Urtheile darüber zu erfahren.

Wir fürchten, daß in Frankreich der Gährungen größte erscheinen wird, die je gewesen. Es läßt sich kaum anders denken, da man des Königs große — größte Macht durch abgeschmackte Höslinge eingeschränkt sieht. Es muß dem größern und vernünftigerem Theile dieses Volks einleuchtend seyn, und wenigstens bald werden, daß sie nicht dem Könige gehorchen, dem sie Gehorsam zugesagt, sondern den Kreaturen, die um ihn sind. Schwach ist der König, das beweist die Art, wie er sich gänzlich läßt. Ich will nicht sagen, daß man die

Ehr:

Ehrfurcht gegen ihn aus den Augen setzen, daß man sich an seiner Person vergreifen wird. Das sieht dem aufgeklärten Volke nicht ähnlich. Allein man wird es dahin zu bringen wissen, daß er sich vieles gefallen läßt, und läßt er vieles sich gefallen, so werden der Reformen viel in Frankreich werden.

Karotto. Und die Reformen werden, so denken Ew. Eminenz, den geistlichen Stand am meisten mit betreffen, und werden gar vielleicht Ideen, die man hin und wieder schon ausgeführt, in Frankreich rege machen, werden eine Trennung einfädeln —

Kardinal. Wenn es das alleine wäre, so würden meine Besorgnisse nicht so groß seyn. Wir sind es ja gewohnt ein Ländgen und ein Recht nach dem andern zu verlieren. — Auch wollen wir darüber uns nicht streiten, wie wir zu diesen Rechten kamen, und ob sich diese Rechte mit Recht erhalten ließen; ob Billigkeit von unsrer Seite uns nicht zwingen muß, so manche derselben aufzugeben, und uns ins en-

gere zurück zu ziehen. Muß mancher Fürst sich doch gefallen lassen, wenn seine Länder ihm sequestriert werden, weil der Schulden Menge bey ihm zu groß war — Schulden, die er nicht allemahl seiner übeln Wirthschaft, sondern oft den schlechten Zeiten zu verdanken hat. Wird mancher Monarch von dem ihm überlegnen Nachbar doch um einen Theil des Seinigen gebracht, und muß, um sich das andre zu erhalten, seinen Willen zum Verluste dieses geben. Was meinen sie, die überlegne Macht ist doch wohl igt nicht mit uns, die ehedem auf unsrer Seite war? —

Karotto. Nein, Ihre Eminenz, gewiß nicht. Jetzt ist die überlegne Macht auf jener Seite, und wahrlich, zürnen sie mit mir, oder nicht — nicht mit Unrecht. Sie müssen mir doch wohl zugeben, daß Rom es bunt gemacht, und Dinge sich angemast —

Kardinal. Still — still — auf das Kapitel müssen sie mich nicht bringen. In gewissen Stunden, Karotto, würde wahrlich
der

der heilige Vater ihnen selbst sagen, daß seine Vorgänger zu weit gegangen. Er würde ihnen ohne Hehl gestehen, wie viel schwerer es jetzt fällt, das Amt eines Oberhaupt's der Kirche zu verwalten, als ehemals, wo man vor einem Bannspruch mehr zitterte, als vor dem Tod. Wenn damals unsre Päbste doch bedacht, daß Menschen zwar in ein Joch sich spannen zu lassen oft schwach genug, daß sie aber endlich dessen Druck doch in dem Nacken fühlen, und solten sie es zerbrechen, alles anwenden, um sich auszuspannen —

Karotto. Der Mensch ist nicht zur Vollkommenheit geboren. Wär er es, so hätte man auf Petri Stuhl ein unerschütterliches Gebäude von Oberherrschaft aufzuführen vermocht. Hätten die Päbste sich nie über die Regenten so erhoben, daß sie ihren Stolz beleidigt, hätten sie das Religionsystem der Ehrfurcht, die sie verlangten, mit dem der Demuth von ihrer Seite, die es erforderte, vereinigt, nie wären diese auf den Bahn gekommen, als ob sie ih-

nen diese Ehrfurcht nicht persönlich, sondern
 bloß der Religion selbst schuldig wären. Hät-
 te man die Macht nicht bis zur Tyranney ge-
 trieben — hätte man Duldung nicht in Graus-
 samkeit verwandelt, der Pabste Größe reich-
 tzt bis an die Wolken. Nicht Kalvin und Lu-
 ther hätten die Erschütterungen durchgesetzt,
 wohl nicht einmahl angefangen, die der Kirche
 Roms igt lauter goldne Thränen kosten — es
 hätten sich so viel Regenten nicht getrennt, und
 eine Kirche wäre zu errichten gewesen.

Kardinal. Doch müssen sie gestehen, daß
 die leztern Häupter dieses Stuhls noch weise
 genug gehandelt, daß sie sich so erhalten kön-
 nen, wie sie sich bisher erhalten haben. Und
 hier die Furcht, die ich für Frankreichs nicht
 Trennung, sondern Art der Trennung hege —
 nicht dafür zittre, daß auch die Einkünfte aus
 diesem Lande uns entgehen werden, sondern
 dafür, daß das Ansehn unsrer Kirche sich ver-
 liehrt. Es gehörte viel dazu, bey so ernstern
 Spaltungen, als wir bisher erlebt, noch nichts
 vom

vom Ansehn der Kirche zu verlieren, welches so leicht den verlorren Ansehn der Person nachfolgen kan, ich mögte wohl sagen, ihm nachzufolgen pflegt. Und mit jeder fernern Epoche, die uns schlägt, ist dieser stärker zu befürchten. Nicht wahr?

Karotto. Allerdings zu fürchten. Wer so, wie ich, die freye Korrespondenz durch Ew. Eminenz gütigen Vorspruch erhalten hat, der erfährt mancherley. In Deutschland, diesem Lande, was der Meynungen, der Glauben, und der Irrungen fast mehr hat, als es Menschen trägt, in dem man sich so oft zum Gesetz macht, alle Festigkeit des Karakters zu verworfen, und zu verwirren, statt zu vereinigen, trägt man sich mit der Prophezeung, nach Pius Tode sey es unmöglich wieder einen Pabst zu wählen. Man trägt sich, sage ich, damit, und sieht mit keinem Blick in unsre innere Verfassungen, sieht mit keinem Blick, daß unser heiliger Vater sich nicht aus Deutschland zu ver-

sorgen braucht, daß weniger wohlthätigen Ein-
 fluß, als bis izt, zwar durch Verminderung sei-
 ner Einkünfte, er um sich verbreiten kan, daß
 aber dennoch er, wenn alle Länder auch den
 Beytrag ihm versagten, aus sich fest steht, daß
 seine Würde, Würde ist, die jeder echte Ka-
 tholik anerkennt, Würde, die mit dem Seyn
 der Kirche verbunden ist — Würde, die Pius
 mit dem höchsten Rechte hat, und Segen dar-
 durch, wo er kan, verbreitet. Was geht ihn denn
 die Herschsucht seiner Vorgänger an, was
 seinen würdigen Nachfolger der einst die-
 sen Stuhl besetzen wird? Was wollen jene
 Gräbler — Zwenzingler, die nicht bedenken,
 daß sie mit dem Druk, den sie der Kirche geben
 wollen, sich selbst schänden, weil sie eine wür-
 dige Sache angreifen, deren Werth sie nicht
 erkennen? Sie glauben, daß der echten
 Kristen es nicht noch genug geben würde,
 um das geistliche Ansehen der Kirche zu verthei-
 digen.

Kardinal. So, lieber Karotto, fürcht ich eben, mögte man in Frankreich handeln, wie man dort denkt. Wir sehn im Geiste tumultuarische Auftritte voraus. Sie können fast nicht fehlen. Wenn man in diese unser Ansehn mischte — wenn man der Unterhandlungen mit uns ganz vergäße! —

Karotto. Das wäre möglich. Doch sicher träfe dann der größte Schade Frankreich selbst. Wehe dem Monarchen, sey einfach oder vielfach er, der die Religion und ihr System in seinem Lande hintenansetzt, der seinen Unterthanen Ehrfurcht gegen diese raubt — er raubt sich selbst die Ehrfurcht, die sie ihm schuldig sind, und ihm beweisen müssen — Freygeisterei, die unter dem Mantel der Aufklärung sich izt so oft versteckt, ist das verderbendste für jeden Staat, weil sie die Ordnung auch für Zwang hält, und wer diese dafür hält, arbeitet gewiß an ihrem Untergange, und dadurch an dem Untergang des Staats.

Kardinal. Der Schade trafe Frankreich für die Folge, uns für igt. Deswegen sollen sie dahin, deswegen brauchen wir einen Mann in Frankreich, der den Kopf am rechten Flecke hat, um uns von dem, was für uns schädlich werden könnte, zur rechten Zeit die Nachricht zu ertheilen. Unsere zeitlichen Vortheile sind nichts mehr. Wir geben sie von allen Seiten auf. Wir wollen nur dem Ansehn unsrer Kirche fernern leben. Von dieser Seite bloß betrachte ich alles, was ich thue, von dieser Seite betrachtet Pius es. Wir fühlen sogar, daß wir verbunden sind, das wieder gut zu machen, was unsere Vorgänger verschlimmert haben. Allein wir wollen auch, wenn diese Franzmänner, die schon verschiedene Schritte machten, um der Verbindung mit uns los zu seyn, sich widerrechtlich uns entziehen, nicht schweigen.

Karotto. Das nenn ich recht. Ich sehe selbst den Fall vorans, wie man sich dort dem Ansehn der Kirche widersetzen könnte. Und auf
den

den Fall entstehe, was da wolle, sie muß sich schützen. Zu Trümmern, Kardinal, wird sie nie gehen; dafür bürgt mir der Stiftung Rechtmäßigkeit! Ich zweifle keinesweges, daß wir diese Tochter unsers Stuhls verlieren werden. Allein die Kirche, hoffe ich, soll an ihr eine treue Tochter behalten. Glauben sie mir immer, daß das Licht der wahren Toleranz auch bis zu uns noch scheinen wird, und dann mögt ich wohl die Gewisheit zusichern, daß Roms Oberhaupt einst wieder das Oberhaupt einer allgemeinen ungetrennten Kirche seyn wird. Lange schon wäre es so, wenn feile eigennützig Mitglieder unter uns nicht entgegengearbeitet, und die besten Mitarbeiter von uns getrennt hätten.

Kardinal. Die Ursach, warum Pius ihnen so gewogen ist. Er las Aufsätze, die darüber sehr gründlich von ihnen abgefaßt wurden, und die sie mir zur Durchsicht mittheilten, er las sie ohne ihr Vorwissen, und er war ihr Freund lange, ehe sie es wußten. Glauben

sie nicht etwa, daß Ganganellis hinterlassene Korrespondenz in unrechte Hände gekommen. Nein, sie liegt für jeden verwahrt, der sie benutzen kan und will. Und endlich sterben jene alten Starrköpfe doch einmahl aus, die so sehr murren, und denen die Neuerungen nicht recht sind, und betrafen sie ihre eigne Seeligkeit, die bey dem alten bleiben, weil es alt ist, nicht weil es gut ist.

Der Karotto. Die Gewalt des Oberhauptes der Kirche ist groß, allein sie reicht doch nicht dahin, im innern vorzunehmen, was es für das beste hält. Weil wir doch einmahl offenerzig reden, so muß ich ihnen sagen, Kardinal, daß die vertheilten Interesses, die sich auf Orden und Kongregationen erstrecken, es sind, die das Gute hintertreiben, was darin vorgenommen werden könnte, die Kirchen zu vereinigen. Des Oberhauptes Macht war nicht so groß, als die vereinte Macht der Orden, und wohl den Zeiten, die diese schwächten. Und sie müssen noch geschwächt werden, wenn als

les gelingen soll. In dieser Rücksicht, glaube ich, könnten die Unruhen, die Frankreichs Lage uns erwarten läßt, vielleicht noch Dienste thun, vielleicht, daß dann je mehr der Orden Umfang selbst sich mindert, je mehr sie darauf denken, von einer andern Seite sich zu sichern, da von der einen ihnen der Weg verschlossen scheint, und sie vielmehr dem entgegen gehen, ganz verloren zu seyn.

Der Cardinal. Den Gedanken äusserten sie noch nie, Karotto, und doch find ich ihn so wahr, so passend in den Plan. Ich finde, daß der Orden Einrichtungen weit gewisser sich festsetzen könnten, wenn die Religionen in einem allgemeinen Gottesdienste zusammen träten; ich finde, daß man ihnen ihre Einkünfte lassen, nur eine richtigere und passendere Anwendung nicht bloß empfehlen, nein, sie auch dazu anhalten könnte. Ich finde überhaupt, daß allem Mißbrauch dann abgeholfen, und der guten Zwecke mehr erreicht werden könnten. Ich bitte sie, Karotto, denken sie diesem Gedanken
wei-

weiter nach. Sie haben in Frankreich, bis die Sache losgehen wird, noch sicher einige Zeit in Muse. Die Langsamkeit, mit welcher man bey Reichstagen dort zu Werke geht, wird ihnen schon der freyen Tage manchen geben. Entwickeln sie die Vortheile, die für die Orden selbst daraus entstehen könnten, und legen sie ihnen alles so deutlich vor, daß ihnen die Ueberzeugung selbst in die Hände kömmt, denn sie sich geben zu lassen, dazu sind sie viel zu halstarrig. Den Vorschlag ihnen gethan, nehmen sie ihn nimmermehr an, denn es ist wieder ihr System, das anzunehmen, was man ihnen vorlegt. Wenn man sie aber aufmerksam macht, daß sie ihre Vortheile von ohngefähr selbst darin erblicken, und dann die Wendung geben können, als ob der Vorschlag sich von ihnen herschreibt, so legen sie sich zum Ziel.

Karotto. (lachend) Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Ew. Eminenz so tief in diese Politik eingedrungen wären. Nun, was ich thun
 fan,

Fan, soll geschehen. Sie erhalten nächstens von mir einen ausgearbeiteten Auffatz über diese Sache. Nehmen sie dann ihn, zertheilen ihn, und geben ihn stükweise in die Hände verschiedener Pfaffen von der niedern Gattung, mit einer Art, als ob sie ihnen damit ein Geschenk machten, dessen sie sich bedienen könnten, um sich auszuzeichnen, um Aufsehen unter ihren übrigen Ordensbrüdern zu machen. Diese werden es bald in die Hände der Obern spielen, und sie werden sehen, wie man das zusammensetzen wird. Dann kömmt es auf die erste Wirkung an. Fängt's Feuer — fängt es so, daß sie mit der Entdeckung etwas zu gewinnen glauben, so sind sie sicher eher da, als wir denken, und tragen unvermerkt und unverhohlt zu unserm Endzweck bey.

Leipa

L e i p z i g.

Jubilate. Messe 89.

Buchhändler (szen im Garten in einer Laube
wird bey Tabak und Kaffee.)

17. 1.

Da hab ich wieder einen Roman gedruckt, den
kein Teufel lesen will. Er liegt wie Bley, und
doch hab ich 3 Thaler und 6 gr. für den Bo-
gen gegeben. Der Autor läßt doch darin ent-
föhren und krepiren; aber sie wollen sich gar
nicht mehr röhren lassen, unsre Publikums.

17. 2. Wenn ich nur wüßte, wer die Ritz-
terromane ausheft, ich bestellte mir gleich ein
halb Duzend auf einmahl. Das Zeug geht
wie geschmiert. Da läßt sich noch ein Thaler
Geld dabey verdienen.

17. 3.

N. 3. Was das für Menschen sind — nur immer aufs Verdienen, und nicht ein könnigen Enthusiasmus für Litteratur. Was müßten die Gelehrten sagen, wenn sie euch so despektirlich reden hörten. Wir müssen doch auch etwas für die Sache thun, und nicht bloß für unsre Person arbeiten.

N. 1. Wie sich das weiß brennt. Nempt mir's nicht übel, guter Freund, ihr nehmt's Profitgen eben so gern mit, als wir; steckt eben so gern einen Thaler statt 'n Gulden in die Tasche. Euer System ist nur anders. Ihr wollt's mit lauter Herren zu thun haben. Die Autoren, die für euch arbeiten, sollen große Namen haben. Wenn ihr denn beym Verrechnen sagt, das ist von S* und das von G* und das von H* und das von Schnip und das von Schnap, so denkt ihr, greift man recht hinzu ein. Wir können aber nicht alle von den Leuten was bringen, denn wenn sie zu viel schreiben, so wird's eben auch Schofel mit unter. Ich dächte, der Beyspiele wären schon da, daß
von

von großen berühmten Männern Alfabete liegen blieben, und der Verleger krazte sich ob den 15 Rthlrn. Honorar hinter die Ohren, und sprach: Buch ist Buch — 5 Rthlr. war auch genug.

N. 2. Und nachgerade fangen die Menschen auch an klüger zu werden. Die Posan-
nen helfen nicht immer. Es ist oft ein Mis-
ton drin gewesen, und die Käufer wurden ums
Geld geprellt. Jetzt denken sie, wollen erst hö-
ren, oder gar erst lesen — und lesen — ja —

N. 3. Ja, da haben sie auch Ursach zu
reden. Es ist eine Sünde und Schande, daß
ein Buchhändler eine Lesebibliothek hält. Das
sind die Raupen und Insekten, die der guten
Litteratur das Laub abfressen. Da wächst die
Makulatur in der Welt, wie, mit Respekt zu
sagen, die Blattläuse im dürrn Wetter. Da
verlassen sich die Spekulantn drauf, daß die
Lesebibliotheken ihnen das Zeug doch abneh-
men, und richtens alles so wohlfeil ein, daß
mit den Exemplärchen, die diese nehmen, ihr
Geld

Geld schon da ist — darüber werden die Wissenschaften mit Füßen getreten, der Geschmack verdorben, und gute Unternehmungen vereitelt.

N. 2. Was das eifert! Machen wir die Bibliotheken nicht, so machen sie andre, also nehmen wir lieber 's Profitgen mit.

N. 1. Und denn, Herr Konfrater, müssen sie auch wissen, daß aus Kindern Leute werden. Bewahre, wenn bloß die Genies — Uoz die Kirchthürme unter den Gelehrten schreiben solten. Sie sind alle erst Häuser und Hütten gewesen, ehe sie Thürme geworden sind. Laßt die Hütten und Häuser nur gehen — wir fangen auch klein an, und werden groß.

N. 3. Nu, nu — mit dem Großwerden ist die Zeit vorbey. Ja, in Büchern werden wir alle groß. Auf einer Seite steht die Makulatur und auf der andern das Schuldbuch, und da stehen wir als eine jämmerliche Figur mitten inne. Stehen wir mit dem Gesichte nach der ersten, so ersparen wir uns wenigstens das Schâmen, denn die ragt über uns weg.

I. Bändg.

5

N. 2.

V. 2. Ey, ey, der große Herr, der nichts druckt, als großer Geister Schriften, hat also auch Makulatur — hinter was man nicht kömt, wenn man so diskursive plaudert.

V. 3. Was hilfts! Ich wills nur heraus sagen. Große Herren geben die größten Ohrfeigen. Da kömt vorige Messe auch so einer zu mir, den ich nur so vor einen Wicht ansah, brachte eine Kontinuation, die er nicht an Mann bringen konte — Kontinuationen — damit muß es immer einen Haken haben. Ich wolte nicht recht dran. Indessen das Ding war gut gegangen — der erste Theil war, entre nous gesagt, schon zweymahl gedruckt, davon wußte er aber nichts. Endlich lamentirte er mir vor, daß er Geld nöthig hätte — da gab ichs, und, 1100 Exemplare waren weg, ehe es noch zur Messe kam.

V. 2. (mit einem Seufzer) Ja, so was kömt nicht an unser einen. Eilfhundert Exemplare! Merkur und Buchhandlung! So etz
was

was ist mir in 3 Jahren nicht vorgekommen.
Drum heißt, man soll niemand verachten.

N. 4. (tritt ein) Willkommen, meine Herren. Wie gehts, schmeckt's Pfeisgen. Hm! Wie siehts um die Messe aus? Viel neues? Habs schon gesehen, im Messkatalog? Die Herren Leipziger haben einmahl wieder so viel, daß uns das Zittern ankömt. Wir armen Ausländer sind recht zu bedauern.

N. 1. Ja wohl, Herr Konfrater, wenn nur unsre Messe zu stande gekommen wäre.

N. 4. Ja, unsre Messe, die hätten die Herren auch schwer verdauen müssen —

N. 3. Das Projekt, meine Herren, war wahrhaftig nicht viel werth. Ich will ihnen ein bessers sagen, von mehrerer Wirkung und gewissen Erfolg.

N. 4. Ey das gesteh ich, das Projekt mdgt ich kennen, was ihr Herren wider euch schmiedet.

N. 1. Das wäre ich begierig zu hören. Vielleicht kans den Nachdruck auch hemmen.

N. 3. Aus ihrem Munde war die Anmerkung nicht fein, denn, wenn sie sich noch so sehr verstecken, man weiß doch, daß sie den Nachdruck protegiren.

N. 1. Ich nun. Man will ja leben, und muß auch leben lassen. Aber 's Projekt —

N. 3. Schmieden wir nicht wider uns, sondern zu beyderseitigen Besten. Bringen die Herren brav Geld mit, und kaufen um baare Zahlung, da sollen sie sehen, was wir ihnen für Preise machen werden.

N. 4. Prosit zur Mahlzeit! Wie fett der Herr seine Suppen kocht! Lassen wir das Kapitel, wir könnten uneinig werden. Von was andern. Die Messe hagelt's Manuscripte.

N. 2. Aber alle wollen baar Geld haben. Keiner will warten, bis die Werke gedruckt, und abgesetzt sind. Meine Beutel haben die constanten Handlungen ausgeleert.

N. 4. Der Herr verlangt aber auch zu langen Kredit. Nein, da mit dem einen Werkgen, was so gut gieng, habe ich gewisse hochnassigste

näsigte Herren ein wenig geschneuzt, und kan
 ein paar Thälergen auf ein neues wenden. Ge-
 stern war ein junges Mägen bey mir, der bot
 mir an, er wolte eine künfftige Revolution vor
 Frankreich schreiben. Er hat mir da wohl ei-
 ne halbe Stunde vorerzählt, wie das künfte-
 bunt auf dem Reichstag zugehen müste. Er
 wüste, wie das auf andern Reichstagen gewesen
 wäre, wo noch des Geldes mehr in Frankreich
 und der Schulden nicht so viel gewesen. Er
 habe gelesen darüber, Folianten, und Quar-
 tanten, Oktav, Duodez, und Sedez. Sein
 Kopf schwimme von Gegenständen voll bis zum
 Ueberlaufen. Er wolle die Geislichkeit und
 den Adel zusammenhezen, und dann solle das
 Volk sich auflehnen. Spektakel solte es geben,
 wie mans noch nie gesehen hätte. Ob er den
 König leben, oder über die Klinge springen
 lassen würde, wüste er noch nicht. Das Jahr
 2240 sey ein Spielwerk gegen den Plan, der
 er habe. Sein Buch müste weit mehr gehen.
 Er machte viel Rodomontaden, sagte aber mit

unter doch ein Wörtgen was sich hören lies. Ich hab' recht gelacht über die künftige Revolution.

N. 1. Künftige Revolution! Ein scharmantenes Titelchen, ein rechtes nettes Titelchen. Wer ist denn der Herr? Hat er schon was geschrieben? Sind seine Sachen gegangen?

N. 2. Hat er Ruf? Wie ist sein Styl? Das Projekt ist nicht übel.

N. 1. Ja, Herr Konfrater, wenn sie den Artikel nicht haben wollen, ich nehm ihn.

N. 4. Nicht so hizig — meine Herren. Ich sagte dem jungen Herrn, es sey mit diesem Projekte Nothheit, er solte ein anders machen.

N. 3. Und sie hatten in der That recht, denn heut zu Tage will die Welt nicht mehr lesen; was geschehen soll, sondern, was geschehen ist. Die Schriften in die Zukunft hinein, sind keine Waare mehr. Man will Einbildungskraft, man will Erfindung, allein man will, daß sie aussehen soll, wie Wahrheit. Für die Geschichte sind das freylich keine guten

Aspek-

Aspekten, denn man weiß zuletzt nicht mehr, was authentisch, und was nicht authentisch ist. Der Geist der Zeiten ist sehr verändert, und es gilt mehr Scharlatanerie. Doch hoffe ich, sollen endlich der echten Schriftsteller kleine Zahl durchdringen, und wenigstens den Fleiß der andern rege machen, daß sie sich nicht so übereilen.

N. 1. Wie sie nur so reden können, Herr Konfrater. Die künftige Revolution ist wahrlich ein scharmantendes Buch, ein Buch, das einem Freude machen, und Geld bringen muß. Da muß ich sie doch herzlich bitten, wenn sie einmal es nicht drucken wollen, lassen sie mir es zukommen. Ich zahle in puren Carolinen. Für 2 Bogen geb ich allemahl ein solches Goldstück.

N. 4. Da kommen sie nicht an. Der Marktpreis ist bey dem zum wenigsten ein Rth'or —

N. 5. (welcher bisher in einer Nebentaube gefressen, und ohne bemerkt zu werden, zugehört, schiecht

auch igt sich ehnbemerkt fort, und brumt fortgehend in den Bart).

Ein Ld'or? Nein, da mag ich ihn gar nicht wissen — Das hab ich einem Autor in meinem Leben noch nicht gegeben. Nein! Nicht den leichtesten, der in meiner Casse ist. Dem Himmel sey Dank, wir wissen noch Autors für zwey und drey Thaler, und da nehmen sie Laubthaler zu 14 gr. und schlechte Dukaten mit halben Ld'orgewicht. Da will ichs gleich dem allzeitfertigen vorlegen, der mich heute besucht. Seine Laubthaler habe ich schon gepakt. Fünf Thaler! Das ist ja mein Monathstisch. Die Kerls wachsen einen über den Kopf.

Es treten noch mehrere Buchhändler in jene Laube. Der Verfasser gesteht es aber, daß er diesmahl selbst derjenige war, der hinter dem Buchhändler N. 5. hergieng, um die bey ihm abgezehlten Laubthaler zu 14 gr. in Empfang zu nehmen. Freylich
nach

nach einer solchen von ihm gehörten Periode
 konnte nur die Noth ihn treiben, diesen Weg
 zu gehen, die leider so oft die Schritte der
 Gelehrten leitet. Allein seinen Vorschlag
 von der Revolution verwarf er mit vielem
 Unwillen und sagte ihm, da er sich so immer
 ins Schriftstellerhandwerk mischte, mögte
 er selbst einmahl ein solches Werk überneh-
 men. Er mache keine Hundekünste für ihn
 und sein Geld.

Den 4ten May 1789.

Straße von Paris nach Strasburg.

Zwey Reisende in einer Postchaise.

Erster Reisender.

Sie halten also den Proceß der la Motte für entschieden. Sie glauben, daß mit ihrer Entscheidung alles geendet, daß sie froh seyn wird, so guten Kaufs weggekommen zu seyn, und daß die französische Regierung gern ihr nicht weiter nachforschen werde?

Zweyter Reisender. Das letzte bin ich fest überzeugt.

Erster. Nun, dazu gehört nicht sehr viel Glaube, um diese Ueberzeugung sich zu geben. Man wird wahrhaftig eine Person, welcher
man

man nicht erlaubt hat, zu reden, sondern der man die Worte in den Mund gelegt, und die sie so nachsprechen müssen, wie man sie ihr in den Mund legte, nicht wieder habhaft zu werden suchen, damit sie wider das Gericht auf-trete, und rede, damit sie Entdeckungen mache, die man nicht gemacht wissen will, damit sie eine Sache rüge, von der man froh ist, daß man sie bis zum Stofen gebracht.

Zweyter. Eben deswegen zweifle ich keinesweges daran, so wie an der Endigung ihres Processes.

Erster. Und daran zweifle ich, und glaube, daß eine Zeit erscheinen wird, in welcher man ihn wieder hervorsuchen, und wichtiger ihn machen wird, als er bisher gewesen.

Zweyter. Wer sollte es thun? Wer wird in Frankreich, wo der Bastille Kerker für jeden offen stehen, der nur ein Wort zu viel spricht, wagen, einer Sache zu erwähnen, die der herrschende Theil unterdrückt wissen will. Hat nicht die Motte in ihrer Schrift genug geredet, und
hat

hat es ihr geholfen, oder wird sie jemand finden, der sich ihrer gegen einen so mächtigen Feind annimmt. Denn wegen eines Menschen Rechten wendet sich kein Volk igt mehr. Sonst war das wohl gebräuchlich, sonst war dieser lobenswerthe Enthusiasmus noch so stark. Jetzt mag die Politik sehr richtig seyn und sehr guten Grund haben, daß man um eines Menschen willen nicht mehrere opfern will, allein der Seelensadel leidet doch dadurch, man sage was man wolle. Wenn das wahr ist, was sie behauptet, so ist es ja wohl himmelschreyend, wenn ihr auch nicht Genugthuung zu schaffen wäre, ihr nicht einmahl Ersaz zu geben.

Erster. Ist denn das wahr, was da geschrieben ist? Und hat sie es geschrieben? Ist man in London wohl darüber einig, ob dieser Aufsaz von ihr herrührt?

Zweyter. Das ist das erste was ich höre. Es ist ja meines Wissens weltbekant.

Erster.

Erster. So weltbekannt von hundert Seiten, daß niemand klug daraus wird. Daß ein solches Buch geschrieben, daß von einer la Motte der Name darauf steht, das ist wahr. Nun kommen die Varianten. Einige sagen, die la Motte habe ihre Geschichte einem Scribenten erzählt, und dieser ohne ihr Wissen den abentheuerlichen Roman ans Licht gebracht. Andere wollen zwar zugeben, daß sie selbst darum wisse, daß man ihr aber den Vorschlag bloß als eine trefliche Finanzspekulation gemacht. In beyden Fällen ist doch wohl auf ihr Recht und Unrecht keine Rücksicht genommen worden, sondern bloß auf das Interesse, welches die Welt daran nehmen sollte und konnte. In beyden Fällen konnte das halb unsinnige Geschwätz auf den Proceß selbst keine Wirkung haben. Noch weniger aber konnte es einen Regenten, und ein Volk bewegen, sich ihrer anzunehmen.

Zweyter. Und um desto weniger Aussichten sind doch wohl auch zu Revision ihres Proceßes

cesses vorhanden. Denn wenn sie durch Regenten oder gar ein Volk gegen Ungerechtigkeit geschützt seyn wolte, so mußte der Weg mit dem äußersten Ernste genommen werden, so mußte sie unschuldig in dem höchsten Grade seyn. Wer so die Herzen rühren will, der muß zu dieser Rührung Grund haben, der muß wirklich das Gefühl im hohen Grade regemachen — der muß Indignation gegen seine Gegner zuwege bringen, muß machen können, daß sich das Herz empört. War denn die la Motte so unschuldig? Sie war gewis das nicht. Allein sie war nicht so schuldig, als man sie gemacht hatte, oder es waren andre eben so schuldig, wie sie, und sie mußte um dieser andern willen leiden. In dem Fall war sie wahrlich zu entschädigen, so dürfte sie nicht reden, so hätte jede von ihr ausgesagte Wahrheit selbst sie zur Verbrecherin gemacht. Und das veräumte man. Allein, wenn sie nicht ganz unschuldig ist, so fällt auch jede mögliche Revision ihres Processes weg, denn sie bleibt immer

mer Verbrecherin, und darfs nicht wagen, sich einem zweyten Urtheil auszusetzen, weil es, wenn es auch andre mit beträfe, sie doppelt strafen würde, da sie die Flucht genommen.

Erster. So wie die Sachen izt stehen, ja da hätten sie recht. Aber so wie sie stehen werden? Lassen sie sich von mir sagen, wie das seyn kan. Morgen wird der Reichstag in Frankreich eröffnet — morgen ist ein wichtiger Zeitpunkt. Nicht wegen dessen, was morgen geschehen wird — das wird nichts seyn. Man wird nichts abhandeln, um nichts streiten, nichts ausführen. Lange noch kan es dauern, ehe hier etwas vorgenommen wird. Aber der Tag wird doch den Grund zu allen den künftigen Veränderungen geben. Eine Nation, mein Freund, eine Nation wird beyammen seyn, und sie wird ihre Rechte reklamiren. Sie wird den König bitten, nicht mehr den faden Unnützen Gehör zu geben, die um seinen Thron stehen — sie wird sagen: Ludwig soll über uns

uns herrschen, und nicht die um ihn kriechenden Creaturen.

Zweyter. Und sie wird doch nicht die Revision des Processes der la Motte verlangen? Sie wird doch nicht sollen sich der Sache annehmen, die in jedem Falle keine Ehre macht.

Erster. Eben weil sie Frankreich keine Ehre macht, muß, soll sie hervorgesucht werden, muß, soll nach der strengsten Gerechtigkeit gehandelt werden. Die ersten Zeitläufte werden freylich wichtigere Dinge beschäftigen. Wo das Ganze so leidet, wie es hier leidet, da darf schlechterdings keine Privatsache eher ins Spiel kommen, bis dem Ganzen geholfen ist. Ich gebe zu, daß dies ohne eine Art von Umwälzung nicht gut möglich ist, ich gebe zu, daß diese Umwälzung fürchterlich werden kan. Allein lassen sie diese Umwälzung vorüber seyn, denn die Schrecken derselben können sich wohl auf das Ganze, aber die Wirkung nur auf Individuen erstrecken, lassen sie ein ruhiges Licht darauf folgen, welches in einem so vorzüglichen

chen Lande gar nicht anders werden kan, und man wird dann gewiß auch auf die Privatfälle denken, die man gut zu machen hat, und der Fall mit der la Motte wird keiner der kleinsten seyn. Diese Person hat ihre Freunde noch immer in Paris, allein ich will auch zugeben, daß diese nicht so mächtig sind, so versichre ich ihnen, die Sache, wie sie abgehandelt worden, hat viele Feinde, und diese schweigen nicht. Diese werden ganz sicher aufwachen, und wollen, daß sie untersucht werde —

Zweyter. Und wie kan man das wollen, wenn das wahr ist, was la Motte in ihrer Lebensbeschreibung vorgiebt — wie kan man einer solchen Person öffentlich schuld geben wollen —

Erster. Schuld geben wollen? Bewahre! daß man das wolte — daß man nicht vielmehr ihre Unschuld an den Tag bringen wolte, aber freylich auf eine bessere Weise, als jene Richter es thaten, auf die Weise, daß sie der Welt nicht als die unterdrückende erschien, die um

sich zu rechtfertigen, nicht einmahl dem Ersaz zu geben suchte, der die Schuld für sie getragten. Denn das muß man doch wohl nach dem wahren Verlaufe der Geschichte, nach den angewandten Bemühungen, die Verhöre so einzurichten, wie man wolte, den den Beklagten in den Mund gelegten Aussagen, nunmehr denken.

Zweyter. Allein es ist gar nicht zu glauben, daß wenn eine Person, die man nicht kränken können und wollen, nicht bey der Sache im Spiel gewesen, daß man dann sie nicht rein und ohne alle Nebenabsichten untersucht haben, und bald hinter die Wahrheit gekommen seyn solte. Alle Personen, die darin mit verwickelt waren, mußten ja mehr davon wissen — alle — selbst die Negotianten, die den Handel gemacht, und die vielleicht bey demselben nicht so ganz unschuldig waren, als sie erschienen. Denn die Begierde ein so kostbares Zinsenfressendes Kleinod los zu werden, und dagegen baar Geld oder Zinsentragende Papiere

in

in die Hände zu bekommen, mogte sie wohl auch verleitet haben, etwas weiter in Anträgen zu gehen, als schnurstraks bey dem offnen rechtmäßigen Handel erlaubt ist, und wer weiß, ob sie nicht gerade die Königin für die einzige Person hielten, die ihnen diese Kostbarkeit in Geld umsetzen könnte. Sie sind nicht befragt worden, was sie bey der Sache gethan, wenigstens nicht so befragt worden, wie es die Wichtigkeit der Sache erforderte, nicht befragt worden, wie es zu den Ohren der Königin gekommen, daß sie das Halsband zu verkaufen wünschten, ob sie nicht die ersten Schritte gethan, um es bey ihr anzubringen.

Erster. Fällt ihnen denn aber nicht das als lächerlich auf, daß eine Königin von Frankreich um ein Halsband sich die Mühe geben sollte, die man ihr zur Last legen will? So kindisch werden sie sie doch nicht halten, sie die in dem größten Luxus erzogen war, daß sie die Begierde nach einem Spielwerke nicht unterdrücken können, und wozu? um dieses Spiel-

werk zu zerstückeln, zu verschleifen, nicht einmahl öffentlich sich damit zu zeigen?

Zweyter. Sie beantworten mir aber immer nicht das, was meinen Hauptgegenstand ausmacht, nemlich, warum die Sache nicht strenge untersucht worden, wenn die Königin von dem Halsbände gar nichts wußte?

Erster. Daß sie davon gar nichts wußte, ist, ohne sie compromittiren zu wollen, denn wenn man eine Sache untersucht, so beleidigt man noch niemanden, das nicht was ich davon glaube, und ich zweifle fast nicht, daß wenn die Sache einmahl durch eine neue Untersuchung ans Licht kommen sollte, sie sich so, wenigstens größtentheils so verhalten werde, wie ich sie mir gedacht.

Und kann denn die Königin nicht sehr schuldlos mit im Spiele seyn? So glaube ich, und die Richter sind es erst, die durch ihre alberne Prozedur schuldig sie gemacht haben, dadurch sie schuldig gemacht haben, daß sie sie gar nicht in die Sache einmischen wolten, da, wenn sie

sie

sie eingemischt, und ihre Unschuld an den Tag kommen lassen, alles in gehöriger Ordnung untersucht, und alles in gehöriger Ordnung bestraft seyn würde.

Zweyter. Das ließe sich hören! — Allein, wenn sie sich nun fürchteten, sie zu kompromittiren?

Erster. Das war eben das Dumme bey der Sache, daß sie das fürchteten. So wie ich gar nicht glaube, daß das eigentliche wahre des Processes vor die Ohren der Königin gekommen, weil sie sonst nicht stillgeschwiegen, so glaube ich im Gegentheil, daß gewisse Negotiateurs und Partheyen bey dem Handel selbst sehr froh gewesen, daß sie die Königin zur Schüzwehr brauchen konten, um das Gericht zu blenden, daß es keine strenge Untersuchung zulies. Allein daß die Richter so handelten, daß sie gewisse Partheyen gar nicht hörten, noch vernahmen, daß sie gewisse andre Partheyen, von denen sie wußten, sie hatten viel Feinde, oder man bekümmerte sich nicht um sie, desto

härter anließen, daß sie auf Zureden der Kaba-
le den Kardinal erst so behandelten, daß sie her-
nach wohl einsahen, daraus könne nichts gutes
entstehen, und einlenken mußten, daß sie end-
lich die ersten besten ihnen vorkommenden min-
der wichtigen Personen zu Schuldigen mach-
ten, das ist das ungerechte, und wenn die Kö-
nigin das erfahren hätte, so wäre sie sicher
aufgetreten und hätte gesagt, diesen Antheil
habe ich an dem Handel, und nun könnt ihr se-
hen, ob ich nicht unschuldig bin.

Zweyter. Und wie konte die Königin in
den Handel verwickelt, und dennoch unschul-
dig seyn?

Erster. Das will ich ihnen sagen. Bey
einem Hofe, wo alles in der äußersten Ver-
schwendung zugieng, wo der Geldmangel es
dahin gebracht hatte, daß um Summen aufzu-
treiben, man Summen verschwendete, wo
zwar der Partikulier vorhersehe, es könne kein
gutes Ende nehmen, wo er aber doch nicht
so baldigen Fall erwartete, wo alles noch zie-
hen

hen und saugen fonte, zog und sog, da spekulierte auch alles, um von daher zu ziehen, und ich glaube daher, daß die Spekulation der Befizier jenes Halsbandes auch gleich dahin gieng, es der Königin, von der man wußte, sie verschwendete, zu verkaufen. Im ganzen wäre ein Halsband von anderthalb Millionen Liver doch wohl für eine Königin von Frankreich noch keine Verschwendung zu nennen, und also will ich auch zugeben, die Spekulation der Herren war gar nicht ungerecht. Die Wege, die sie gegangen sind, um es dahin zu bringen, mögen nun die Aussagen der la Motte zum Theil wahr seyn, oder nicht, waren nicht die rechten, so wie ich sage, die Wege wie man überhaupt zu Frankreichs Großen gelangt, sind nicht die rechten. Genug die Königin soll das Halsband wirklich erhalten haben, die la Motte soll wirklich einen großen Theil desselben bekommen haben, der Cardinal soll für die Zahlung gehaftet haben, so ist darin nichts strafbares, daß eine Königin ein Halsband kauft,

daß man ihr anpreiset, auch nicht, daß sie, da sie an Luxus und Verschwendung gewöhnt war, einen großen Theil desselben weggeschenkt. Und wenn man auch wirklich annimmt, weil eins von beyden seyn muß, da den Urken nach ihr Name sich in den Urkunden gefunden, daß sie entweder sich selbst unterschrieben, oder man ihren Namen nachgemacht, so ist das fallum zwar immer zu bestrafen, wenn es ohne ihr Wissen geschehen, wenn es aber mit ihrem Wissen geschehen ist, so bleibt immer die Sache noch unschuldig, weil eine Königin ihren Namen auch wohl schreiben lassen kann.

Zweyter. Es kömt mir vor, als wenn sie sie bald alle unschuldig seyn lassen werden.

Erster. Beynabe wirds so kommen, und am Ende sich auch so entwikeln. Das Halsband ist bezahlt, und wäre gewis ohne den äußerst ungereimten und unzeitigen Lärm der Herren Dokumentensinhaber auch bezahlt worden. Der Kardinal ist sicher von der Königin wieder
be-

bezahlt worden, wenn er überhaupt bey der Zahlung eignēs Geld gebraucht.

Zweyter. Und wozu also dieser ganze Proceß? Warum lies man die Königin nicht auftreten?

Erster. Vielleicht, damit der König nicht erfahren sollte, daß seine Gemahlin anderthalb Millionen für ein Halsband verwendete, wenn sie vom Proceße etwas gewußt, nemlich in so weit er sie betraf. Und das ist fast nicht möglich, denn da ihr Name im ganzen Proceße nicht genant seyn soll, als wo vom Mißbrauch ihrer Unterschrift die Rede ist, so hat sie sicher immer andre Nachrichten erhalten, und wer weiß welche Art von Lastern man der la Motte angedichtet, und ihr vortragen. Wer weiß, ob an einem Orte, wo alles Kabale ausmachte, die Königin einmahl gewußt, ob das die nehmliche Person ist. Wer weiß, welche Erfindungen man ihr vorgelegt, so daß sie schon überzeugt gewesen, jene sey entweder entfernt,

oder gar tod, und ein Weibsbild unterfange sich, sich für dieselbe auszugeben.

Zweyter. Mit Fabeln müssen sie nicht angezogen kommen. Das heißt von ernsthaften Dingen im Mährgenton gesprochen. Wer würde auf dergleichen Rücksicht nehmen?

Erster. O wenn sie das nicht glauben, so wissen sie noch nicht, wie es an Höfen zugeht, und worauf daselbst Rücksicht genommen wird. In dem Gewühl der Pariser Welt, mein Freund, wo sich der Hof in seinen Zirkel verschließt, können weit wichtigere Dinge vorgehen, die nie zu dessen Ohren kommen. Wo man so viele Menschen gefangen setzt, ohne daß dem Landesherrn einmahl Bericht davon gemacht wird, wo Verschwinden dieser Art so oft statt findet, da wäre auch das wohl nichts besonders, daß man der Königin berichtete, die oder die Person sey gestorben, und eine Betrügerin an deren Stelle aufgetreten. Ich will nicht sagen, daß dieses geschehen ist, es ist ei-

ne

ne Hypothese, die aber vielleicht sich einst zur Wahrheit qualificiren wird.

Der Proceß war offenbar angefangen, um den Kardinal zu stürzen, und wie aus kleinen Dingen so oft große entstehen, so war blos der Leichtsin, mit welchem man die Dokumente Menschen zeigte, die dem Kardinal feind waren, der Grund, warum die Sache anhub.

Zweyter. Und sie halten also die la Motte für unschuldig?

Erster. Für unschuldig, so wie die Königin und den Kardinal, so wie ich mir die ganze Sache als einen Negoz denke, wie er hundertmahl und mehr im Kleinen und im Großen auf der Welt gemacht wird — als eine Sache, die die Richter aus einer Müde zu einem Elephanten umgeschaffen, die man von der wichtigsten Seite genommen, weil sie so wichtig, nemlich mit der Verhaftung eines Kardinals anfieng.

Das ist die Folge, wenn Gesetze und Recht zu leicht behandelt werden, wenn man es der

Will-

Führ der Menschen überläßt, mit ihren Brüdern zu handeln, wie sie wollen. Gott bewahre! Wenn eine Geschichte der französischen Rechtspflege in diesem Jahrhunderte zum Vorschein kommen sollte, wie würde es da aussehen.

Zweyter. So hab ich doch noch nie so herzlich auf etwas gehoft, als auf die Erscheinung dieser Revision. Man sollte es dem Reichstage zur Pflicht machen, sie zu urgiren.

Paris

am 10ten Juli.

Ein Bürger. Ein Offizier. Ein deutscher Gelehrter.

Das Gespräch wurde im Hause des Bürgers gehalten.

Offizier.

Es ist entsetzlich, daß man so saumseelig ist — entsetzlich, daß der König von seinem Hoffomplot sich zu den Schritten verleiten läßt, die er gethan, doch noch viel unbesonnener, daß man, um seine Person zu schützen, es nicht durchsetzt, Paris mit Truppen zu besetzen.

Bürger. Ich fürchte, Freund, der Weg wäre falsch gewählt. Es ist, das wissen sie so gut als ich, noch heute darüber beschlossen worden,

den, und der Entschluß gefaßt, die Truppen dennoch vorrücken zu lassen, obschon die Nationalversammlung deutlich und beweisend genug dawider protestirt hat.

Offizier. Ich bin so gut Patriot wie einer. Ich sehe die schreckliche Lage unsers Landes mit dem Auge des Mitleids so gut wie einer an, allein ich sehe doch igt eine Gährung, die dem königlichen Hause, dem ich Leben und Blut zu opfern verbunden bin, gefährlich werden kan. Ich muß nach meiner Pflicht dafür seyn, daß die Truppen zu Hülfe genommen werden. Sey es, daß die Parthey, welche den König umgiebt, daran schuld ist, daß seine Unterthanen sich von ihm wenden, seine Soldaten werden ihm doch treu bleiben, werden durch die Verräther den Weg sich zu ihm bahnen, und ihn dem Volke wieder geben, das ihn verlassen will, weil er sie zu verlassen scheint.

Gelehrter. Das ist die Sprache, die der Enthusiasmus führt, und sie sind deswegen zu loben. Allein bedenken sie, ob igt, da nicht
ein

ein eingebildetes, sondern ein wahres Uebel, das des Brodmangels und des Hungers besonders diese Stadt drückt, die Gegenwart einer Armee nicht um so gefährlicher werden wird; da sie den Mangel vermehren, das wahre Uebel also vermehren, und die Leidenden bis zur Verzweiflung treiben wird. Und von einer verzweifeltsten Menge, die den Hungertod vor Augen sieht, ist doch wohl keine Mäßigung zu erwarten.

Bürger. Bey meiner Ehre, unser Freund hat Recht, und noch mehr; lieber Kriegsmann, ich zweifle sehr, daß die Armee sich gegen ihre Brüder stellt. Wenn Franzosen gegen Franzosen kämpfen sollen, wenn die Unrechtmäßigkeit der Sache ihnen doch vor Augen liegt, wenn sie sehen, daß man ihre Brüder auf eine Art zum Tode führen will, durch Hunger, oder durch ihr Schwert, so werden sie im Bürger die ganze Nation ehren, und es dahin zu bringen suchen, daß der König ohne Blutvergießen Mittel schafft, zu helfen.

Gez

Gelehrter. Mittel die so leicht zu schaffen wären. Wenn Menschen dem Gesetze der Natur, eins dem andern beyzustehen, nicht getreu sind, wenn sie es sehen können, daß vor ihren Augen man verhungert, indem sie in der Fülle sind, so zwingt man sie zu dem, was ihnen Pflicht ist. Wenn man es ja den Bucherern erlaubt, das Korn in ihre Wälder aufzuschütten, dem leidenden Geschöpfe das vorzuhalten, was die Natur ihm gab? Laß sie Schätze häufen — man lasse sie mit dem Metall sich sättigen, nur Brod, die Nahrung, ihres Nebenmenschen — o es ist himmelschreyend — die ihm vorzuhalten. Da sollte eures Königs Macht ins Mittel treten, die Macht, die die Nation ihm allgemein anvertraut. Die Macht erlaubt ihm den Untergang der Nation durch jedes Mittel zu verhindern, und es ist nicht den Rechten zu nahe getreten, wenn er der Bucherer Wälder öffnen läßt, es heißt die Rechte aufrecht erhalten — Das hieße wahre Gerechtigkeit üben, denn kein Mensch hat das

wenn alle Fürsten sich zu einem solchen Plan vereinigten.

Offizier. Nur eins vergessen sie bey diesem Plan. Was macht es denn, daß mancher Landesbesitzer des Produkts, was uns Brod gewährt, so viel bauet, als eben der Gewinn, den er daraus ziehen kan. Heben sie den Kornhandel auf, so werden sie bald sehen, wie wenig dessen mehr gebauet wird, wie man sich dann bestrengen wird, den Boden zu etwas andern zu nutzen, wo der Handel frey steht. Es ist wahr, daß der Wucherer manche durch den Kornhandel unendlichen Genuß ziehen, allein andre werden auch wieder dadurch so zurükgesetzt, daß sie verderben.

Gelehrter. Das betrifft nur Einzelne, und ihr Schade macht dem Ganzen keinen Nutzen. Das bey ihnen verdorbne Korn, was tausende vom Hungertode hätte retten können, erweckt diese nicht wieder, und giebt keinen Ersatz für so schändliche Behandlung der Menschen. Ihre Bemerkung aber, daß man des
Korns

Korns weniger bauen würde, als bisher geschehen, ist ganz richtig, und findet bey dem fort und fort mehr um sich reißenden Eigennuz der Menschen immer mehr und mehr statt. Es würde jeder Landesbesitzer von dem Produkte, was er für einen festgesetzten kleinen Preis verkaufen müste, nicht mehr ziehen, als er und die seinigen bedürften, und dadurch auf Mittel denken, das Elend zu vergrößern anstatt ihm abzuhelfen.

Bürger. Das würde er gewis. Ich weiß der Fälle, wo man ganze Magazine verderben lies, vor die man doch noch einen mäßigen Preis erhalten kömme, ehe man sie für diesen weggegeben hätte, und wie viel mehr sollte daher dieser Nachtheil nicht schon im Keime erstift, und ein Produkt gar nicht gebauet werden, welches keinen Vortheil trägt? Es ist auch in gewisser Rücksicht unsern Konvenienzen jezt, wenigstens an manchen Orten, angemessen, daß mancher wegen der steigenden Preise so denken muß, denn wenn man die Veränderungen in

Lebensart und Lebensnothdurft denkt, erschrickt
 man gegen die vorigen Zeiten. *und zu*
 dem Offizier. Und wenn den Uebeln also nicht
 abgeholfen werden kan, wozu helfen da alle
 die Projekte, die der Herr in dem System fürs
 allgemeine so wirksam glaubt. *und zu*
 dem Gelehrten. Sie haben ja das meinige
 noch nicht gehört. Wovor begaben wir uns
 unter den Schutz der Regenten, als weil das
 Mein und Dein anfieng, weil wir die Schätze
 der Natur, die das Eigenthum der Menschen im
 allgemeinen sind, als Privat-Eigenthum be-
 trachteten? Ist wird auch des Regenten Pflicht,
 dem Aermsten wenigstens den Antheil an den
 Gaben der Natur zu schaffen, der ihm zu sei-
 nem Leben nöthig ist. Wofür werden dem Lan-
 desherrn die Abgaben gegeben, wofür sind sie
 ihm zugestanden, als dafür, daß er dem Lan-
 de Verbesserungen geben soll, und die betreffen
 jeden, und sollen den besonders betreffen, der
 da leidet. Dem Leidenden zu helfen hat der
 Fürst die Macht, Abgaben einzufordern. Dem
 Leiden:

Leidenden zu helfen, hat er die Macht sich des Vermögens dessen nach Verhältnis zu bedienen, der mehr besitzt. In einem Kriege weigern wir uns nicht, unserm Fürsten Abgaben zuzugestehen, und in der Hungersnoth weigern wir uns dessen? Und ist diese nicht ein ärgeres fressenderes Uebel, als jener?

Offizier. Bleiben sie damit doch weg. Das wissen wir, daß diese Einrichtungen der Besserung in allen Ländern bedürfen, daß bis izt es fast noch keine Regierungsform giebt, die darin nicht fehlte. Sagen sie uns lieber, wie sie des Korn's Gegenwart allgemein machen, und verhindern wollen, daß man keinen Wucher damit treibe, doch aber auch nicht aufhöre, es zu erzeugen.

Gelehrter. Ich würde diese Erzeugung des allgemeinen Brodprodukts in meinem Lande mir berechnen lassen. Ich würde jedem Besitzer gebieten, hinführo gleich so viel davon zu bauen als bisher geschehen. Ich würde einen Mittelpreis auf dieses Produkt setzen, mit welchem

them der Landesbesitzer zufrieden seyn könnte, und nach diesen Preisen müste er den Ueberschuß des Kornes, welchen er in seinem Lande erzeugte, nach Abzug dessen, was er und sein Haus gebrauchte, in meine Magazine liefern. Dadurch würde ich zugleich ein Nequilibrium in den Lebensmitteln anderer Art erhalten, und verhindern, daß diese Preise nicht nach Proportion so hoch stiegen, wenn das unentbehrlichste Produkt nimmer im Preise wächst.

Und wenn nun alle Regenten diese Konvention in ihren Ländern machten, und machten dann noch eine unter sich, daß sie in jedem Falle eines Mangels einander treulich mit diesem Produkte beystehen wolten, so könnte nie eine Theurung seyn. Denn einmahl würde dem Verderben vorgebauet, welches das Geschick so mancher Menge Korn ist, und zweytenz wird der Ueberfluß des Landes, um Theurung zu machen, dem andern Lande nicht so lange vorenthalten, bis es zur Rettung zu spät ist.

mach

ε R

Bürger,

Bürger. Der Vorschlag läßt sich wahrlich hören. Es würde dadurch auch der Preis der Ländereyen zu einer gewissen Tare festgesetzt, und kein Besitzer gekränkt. Es würde der immer zunehmenden Armuth Einhalt gethan, die immer mehr und mehr einreißt, und mehr und mehr einreißen muß, wenn das zur Erhaltung des Lebens nöthige Produkt in so hohem Werthe bleibt. Dies ist die einzige Ursache, die den ausgebreiteten Mangel noch allgemeiner machen kan, denn das ist kein Verhältnis, daß das Geld wächst. Es kan sich in den Preisen dessen, was zum Luxus gehört, nicht so vermehren, daß es dem Arbeiter einträglich genug würde um seinen Unterhalt sich verschaffen zu können, der ihm so vertheuret wird.

Offizier. Da haben sie vollkommen recht. Im Gegentheil, wenn wir das Verhältnis der Preise der zum Luxus gehörigen Dinge gegen das ize nehmen, so wird es klar, daß durch den Fortgang der herabgesetzten Preise der Fabrikwaaren im Verhältnis gegen die auf-

steigenden der Lebensmittel ein Defizit hervor-
 bricht, was zuletzt den Arbeiter treffen, und
 unsäglich viele arm werden lassen muß. Und
 in so fern gebe ich ihrem Vorschlage Beyfall,
 besonders, da er sich so sehr ins allgemeine er-
 streckt, ohne jemanden schädlich zu werden.
 Denn selbst die Besitzer der Ländereyen gewin-
 nen, und der Werth der Ländereyen gewinnt,
 wenn der Besitzer in den Jahren des Ueberflus-
 ses eben so gut sein baares Geld sogleich dafür
 zu erhalten weiß, wie in den Jahren des Man-
 gels. Das Verhältnis des Werths wird dadurch
 gleich. Güter steigen dadurch nicht so sehr,
 und fallen nicht so sehr, und dem Bucherer
 wird keine Gelegenheit gegeben, sein Kapital
 zu erhöhen, um dem Armen das Brod zu ver-
 theuten. Wahrlich ihr Vorschlag ist schön.
 Ich habe ihn erst nicht aus dem Gesichtspunk-
 te betrachtet, aus dem ich ihn izt ansehe. Sie
 müssen das System bekant machen, es zum
 Besten der Menschheit entwickeln. Sie müssen
 es allen großen Herren vor die Augen legen,
 müssen

müssen es einleuchtend machen, und wie viele tausend Menschen werden sie dann dafür segnen, denen sie Brod geben.

Gelehrter. Mich freut ihr Enthusiasmus, aber ich versichere ihnen, die Sache ist nicht so leicht, als sie sich sie denken. Ja, wenn große Herren so zugänglich wären, daß man mit einem solchen Vorschlage gerade zu ihnen gehen, und sagen könnte: Siehe du, Regent, hier ist das mögliche Wohl deiner armen Unterthanen, wenn keiner derer, die um den Thron sind, sich da in den Weg wüfse, und sagte: Ich muß das Ding besser verstehen — ich rede aus Erfahrung — das sind Projekte, die unterm Dache ausgeheckt sind — wenn selbst die Herren unter einander einiger wären, und allgemeines Wohl lieber hätten, als ihr Privatwohl, ich meine nicht ihr persönliches, sondern das ihrer Regentschaft — dann ließe sich so etwas wohl vornehmen.

Bürger. Aber meine Herren, hier streiten wir uns über Sachen, die bloß in der Sphäre

der Einbildungskraft liegen, und deren Erfüllung, wo nicht unmöglich, doch wenigstens ganz entfernt ist, und indes leidet unser Mitmenschen und unser Landsmann, und unser Bruder.

Gelehrter. Und wird fortleiden, bis die Noth so groß ist, daß sie die Verzweiflung regt, der man schon sehr nahe ist. Ich habe nichts dawider, daß die Armee den Unruhen Einhalt thun soll, die unter den bürgerlichen Haufen so oft durch niedrige aufheuzende Denckungsart sich entspinnen — allein in einem Zeitpunkte, wo diese Unruhen allgemeine Gährungen sind, wo jeder vorhersehen kan, sie werden noch größer werden, wo ein gutes Wort und wahre Hilfe, die man in seiner Gewalt hat, weit mehr thut, wo Drohungen das entsezlichste Mittel sind — da ist's nicht anzuwenden.

Offizier. Sie haben wieder recht, und ich versichre ihnen, von heute an geht mein Bestreben dahin, es zu verhindern. Ich will mit meinen Vorgesetzten reden, ich will ihre Gründe

de

de ihnen zu Gemüthe führen, und sie sollen sehen, daß man unter dem bürgerlichen Stande nicht Unruhe wünscht, wie sie glauben, sondern daß man Ruhe vorzieht.

Und dann, Freund, wenn wir Frankreich wieder ruhig sehen, dann an unser Projekt, dann es den Großen vorgelegt — sie müssen — müssen — müssen — davon gerührt durchdrungen werden.

Bürger. Das gebe Gott, und rette uns nur erst aus diesem Labyrinth.

Am

Am 17ten Jul. 89.

Frankfurt am Mayn.

Ein Franzose aus Paris, der am 13.
abgereiset. Ein Doktor der Rechte.

Ein Edelmann.

Franzose.

Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie es in Paris aussieht, und ohne den braven Gedanken, sich zu wafnen und zu vertheidigen, selbst eine Armee unter sich zu formiren, den angesehenen und bemittelten Bürger hatten, wäre Paris vielleicht schon bey meiner Abreise ein halber Schutthaufen gewesen, wären vielleicht schon Ströme Bürgerbluts vergossen worden.

ms

Dotz

Doktor. Wir haben davon gehört, und dieser Geist für Freyheit hat unsre Bewunderung erweckt, da wir sie nicht in Seelen suchten, die an Sklaverey gewöhnt waren.

Franzose. An Sklaverei gewöhnt? — Geist für Freyheit? Mein Herr! das sind Ausdrücke, die hier keinesweges passend sind. Es war nicht Geist für Freyheit, der den ihnen eben entdeckten Entschluß werden ließ, es war Nothwendigkeit sich zu vertheidigen, sich zu retten. Auch nennen sie uns an die Sklaverey gewöhnt. Das waren wir nie, nie war es die Nation im ganzen. Wir trugen, was wir tragen mußten, und trugen das gewiß nicht gern. Das kan ich nie Gewohnheit nennen, was ich mit Widerwillen thue. Gewohnheit macht mir eine Sache erträglich — uns war unser Joch es nie. Allein wir hatten nicht die Macht es zu ändern, und werden sie nie haben.

Edelmann. Nun, wenn sie sie izt nicht haben, so erhalten sie sie nie, die goldne Freyheit

heit, die der Bürger sich träumt. Sie haben ja der Geistlichkeit die Flügel beschnitten, haben dem Adel die Vorzüge, die ihm gebührten, genommen. Er hatte sonst so viel zu sagen, als der Köpfe viele, die die Bürgerschaft ausmachten. Sie haben auf dem neuen Reichstage das Verhältnis aufgehoben, was die Stände bestimmten. Wenn freylich jeder Kopf die Stimme hat, so sind ihrer mehrere, und Adel und Geistlichkeit fallen durch, die sonst als zween gegen eins standen. Und doch behauptete ich immer, diese wußten besser, was dem Volke zuträglich. Haben sie nicht allemahl dem zerrütteten Finanzsysteme aufgeholfen? Haben Geistlichkeit und Adel nicht große Summen hergeschossen, wenn es mangelte? Und gegen wen vertheidigen sich izt ihre bemittelten und angesehenen Bürger? Etwa gegen den Adel und die Geistlichkeit? Nein, gegen eben diesen Bürger-Adel, dem man die dritte eingeschränkte Stimme in die ausgedehnte tausendfache wandelte. Nicht der Adel, der den König und

den

den Hof umgiebt, nicht die Geistlichkeit, die
 Einhalt noch der Pöbelsfreiheit that —
 Doktor. O weh — Der Ton ist falsch
 gegriffen. Sie wolten sagen, nicht diese wa-
 ren Ursach an der bevorstehenden, und schon
 angefangnen Revolution, sondern der Schritt,
 daß man dem Bürger sagte: Er sey die Na-
 tion. Und darin hat man recht. —
 — Franzose. Auch nicht so allerdings, wie
 sie es wollen. Wahr ist's, der Bürger gehört
 als Individuum zur Nation und macht einen
 Theil der Nation aus. Allein er macht nicht
 die ganze Nation. Der Begriff taugt für ihn
 überhaupt nach der izigen Denkungsart nicht.
 Wir haben nicht die Zeiten mehr, wo Wieder-
 keit die erste Tugend war. Ich will nicht sa-
 gen, daß man sie nicht noch findet. Sie ist
 in Hütten oft noch in der nehmlichen Stärke,
 in welcher sie in vorigen Zeiten war. Allein
 da war sie es bey jedermann. Jetzt ist der Ei-
 gemuz an ihre Stelle getreten, und dieser hat
 Intriguen = Sucht hervorgebracht. Der Biedre
 zieht

zieht sich in sich zurück, und will mit einer so falschen Welt nichts mehr zu schaffen haben. Der zur Unruhe geneigte tritt nur auf, und alle, die mit ihm dazu geneigt sind, fliehen ihm zu.

Der Doktor. Ich bin selbst Lehrer der Gerechtigkeit, allein ich finde durch den Despotismus die eigentliche Gerechtigkeit gekränkt.

Der Franzose. Ja durch den Despotismus — da gebe ich ihnen recht. Allein freywillige Unterwerfung unter Gesezze nenne ich einen Vertrag, und folglich diese Gesezze handhaben keinen Despotismus. Und wenn wir das Beyspiel erleben könnten, daß ein Monarch austräte, und zu seinen Unterthanen spräche: Ich sehe es euch an, meine Regierung drückt euch, ihr lechzt nach Freyheit — ich begeben mich meiner Rechte — seyd frey, regiert euch selbst so würde man schon gewahr werden, was aus einer solchen Freyheit herausträme — so würde bald eine solche Gährung unter allen Individuen entstehen, daß niemand mehr von Ordnung

nung

nung etwas wüßte. Die Grundsätze der Billigkeit liegen in der reinen Moral: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Jetzt aber haben wir eine ganz andre Moral. Wir sagen: Ich bin mir selbst der Nächste. Davon steht in jenen Lehren unsers Glaubensbuchs nichts. Die Ueberzeugung, daß ich mir selbst der nächste bin, macht auch wirklich mich allgemein ungerecht, und erlaubt mir, es gegen meinen Nebenmenschen zu seyn. Dieser Grundsatz, der jetzt so allgemein angenommen ist, würde bey dem erneuerten Freyheitssystem, was in ältern Zeiten recht gut gewesen seyn mag, in den unsrigen nichts als Brudermord erregen.

Edelmann. Auch hat sich der Begriff von Freyheit zu sehr in Zügellosigkeit verwandelt, als daß es jemahls ohne eingeführte Subordination dahin kommen könnte, unter den Menschen Einigkeit hervorzubringen. Sie haben recht und es ist ausgemacht, daß das: den Nächsten lieben, wie sich selbst, in der Menschheit

gegründet ist. Bey Nationen, die noch rohe Naturkinder sind, findet man dies wahr und bewiesen, findet man, daß jeder dem andern gerade das thut, was er selbst an sich gethan wünschte, und ich glaube nicht, daß ein solcher auf dem Wasser von einem im Schiffbruch erwischten Brete seinen Mitmenschen herabstosfen würde, um sich desto gewisser zu retten.

Jetzt glaubt man durch die Freyheit die Gewalt erlangen zu können, zu handeln, wie man will. Die Stufen eingebildeten Glücks, die wir uns geschaffen, und die nur immer, unbekümmert, wer dadurch leidet, zu mehr Besitz und mehr Genuß leiten, glaubt man izt in dem Worte Freyheit leicht zu ersteigen, und in dem Augenblicke ist man schon zur Ungerechtigkeit gewiß gestimt, in dem man Freyheit will. Und ich fürchte sehr, daß der Franzosen izige Sucht nach Freyheit, mehr aus diesem Grunde herrührt, als aus dem, der Nächstenliebe sich zu schenken, und ihre armen Mitbrüder von dem Joche zu befreyen.

Frank Franz

Franzose. Leider können sie recht haben, denn die, welche unter uns am meisten leiden, sind am wenigsten erbittert. Ihr Schicksaal hat sie zu sehr niedergebeugt, als daß sie sich gegen dasselbe weiter auflehnen solten. In alten Zeiten, wo der biedre Große zu dem Kleinen trat, und sagte, wenn ihm Unrecht geschehen war, er wolle es mit seinem Unterdrücker aufnehmen, da lies sich etwas thun, da rollte Muth im Unglücklichen durch die Adern, und stärkte die Nerven zur Rache. Aber izzt, wo niemand sich der unterdrückten Unschuld annimt, da ist in diesen tiefgebeugten kein Muth mehr.

Und so kann auch der Name Freyheit nur die rühren, die durch sie zu gewinnen hoffen. Man erwarte, was alle die, die izzt von Glück und Heil sprechen, das sie dem Volke bringen wollen, man erwarte, sage ich, was diese wirklich thun. Laßt sie nur einige Zeit das Ruder in den Händen haben. Sie werden kurze Weile dem folgen, was das allgemeine beschließt, bald aber dann, wird ein gebieterischer

scher Ton sich in die Ausführung der aufgetragenen Geschäfte mischen. Man wird sich ihnen Anfangs widersetzen, allein der Klügere wird bald einsehen, daß er nur den Herrn und nicht das System geändert, daß es einerley ist, ob dieser oder jener über ihn herrsche, und daß es ihm vielleicht noch schlimmer gehen kan, wenn er sich nicht zu Ruhe legt. Er wird diese der Unruhe vorziehen, und nur der Dummere, der sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht, wird sich noch widersetzen. Dem wird dann der neu entstandne Despot durch Gewalt Schranken setzen, und die Gewalt wird alle zittern machen, und alle werden sich lieber bequemen, dem neuen Oberherrn zu huldigen, als sich von ihm tyrannisch begegnen zu lassen.

Doktor. Wenn aber nun ein Volk, welches sich seiner natürlichen Freyheit wieder bemächtigt hat, einem einzigen nicht die Gewalt erlaubt, so kan ja ein einziger nie solche Schritte thun, Wenn alle Stände Repräsentanten wählen,

ten, und aller Stände Repräsentanten den Regierungskörper ausmachen, so ist's unmöglich, daß es jemahls so weit kommen kan. Nein, viele können über viele wohl regieren, denn wenn da einer auch nicht zum Besten des Ganzen spricht, so thun es doch die andern, oder vielleicht auch nur einer von den andern, vor dem die übrigen sich doch fürchten müssen. Wenn aber von eines Launen alles abhängt, das ist kläglich — dann kan man sich nicht mehr retten, wenn er ein Urtheil über einen fällt.

Stanzose. Ich bin kein Rechtsgelehrter, Herr, doch so viel weiß ich, daß ich selbst von einem partheyischen Richter lieber verdamt seyn will, als mich von vielen verurtheilen lassen. Da hat der eine diesen, der andere jenen Grund, warum er nicht für mich, sondern wieder mich ist, nicht weil er diese Gründe wirklich hätte, sondern, weil er doch etwas sagen muß, und gern vor allen übrigen sich ein Gewicht auf meine Kosten geben will. Der

beklamirt aus Eitelkeit gegen mich, jener aus Großthun, um die Sache noch besser zu verstehen. Dieser hat in der vorigen Sitzung einmahl unrecht gehabt, und will nun diese Scharke durch eine sophistische Erhöhung meiner Verzweigungen wieder auswezen. Er redet Stunden darüber, und verwandelt meinen Fehltritt in einen Fall.

Es ist nichts lächerlicher als die verschiedenen Meynungen verschiedener Richter, deren jeder die seinige anfangs mit einem auffallenden Eifer für die beste hält, weil aber doch der besten viele nicht bestehen können, und sie einig über den Entschluß werden müssen, da nur einer ausgeführt, und anbefohlen werden darf, so wird einer nach dem andern kleinmüthiger — läßt von dem Eifer nach, und geht zur Meynung eines andern über. Da ist es denn gemeiniglich der Fall, daß, je nachdem ihre Konnexionen untereinander sind, verändern sich ihre vota, und werden mit einander vereinigt. Großer Gott! was kommen oftmahls da für
Gründe

Grundursachen zusammen. Auf einen drohenden Blick des andern meint der eine Assessor plözlich, daß er sich doch wohl geirret haben, daß der Fall ein anderer seyn könne, und jenes Meynung er bezuzpflichten sehr geneigt sey, und er ist es deswegen, weil er jenem tausend Thaler schuldig ist, die im andern Meynungsfall ihm aufgekündigt werden. Oder ein Präses einer solchen vereinten Regierung hat das Herz der Frau des Herrn Assessors ganz in seinen Händen, und zweymahl schon hat er den Widerspruch in der Session gegen den Herrn Präses zu Hause mit nicht Kälte blos, sondern gar mit Thätlichkeiten büßen müssen, und um dem Donnerwetter zu entgehen, will er lieber einwilligen, mich als einen Schurken aufgestellt zu sehen, da ich doch ein ehrlicher Mann bin.

Nein, alle Ehrfurcht für den Landesherrn und die Regierung, wo ein Mann, und ein vernünftiger Mann den Zepher führt, wo er der Räte Meynungen zwar anhört, aber billigen sie, oder sie verwerfen kan, wo das Ver-

werfen ihm dadurch sauer wird, daß er sich ihnen bloß giebt, wenn sie gut ihm rathen, und wo das billigen oft, wenn es ihm auch schwer vom Herzen geht, doch seyn muß, weil er sonst zu sehr die Fürstenschaft verleugnen würde. Das sind Hülfsmittel bey dem Fürsten, der nicht ganz so denkt, wie er denken sollte, und gegen einen lassen sich schon Hülfsmittel anwenden, die bey vielen nicht statt finden, weil man jeden besonders behandeln müssen, und so doch auch, wenn man dem einen Maasß und Ziel zu setzen fähig wäre, des andern Schwächen nicht zugleich mit unterdrücken würde. Bey einem einfachen Herrscher kommt auch nur einfacher Eigennuz, einfache Selbstliebe, einfache Nebenabsichten dazu, anstatt daß bey vielen mehreres dergleichen zusammen kömt, und jeder seines Interesses wegen so handelt.

Das alles war nun noch von Fürsten gesprochen, die nicht eigentlich unter die guten, wenigstens gewis unter die Schwachen gerechnet

net werden, und da ist noch ein Land nicht unglücklich, wenn weise Rärthe ihm zur Seite sind, die nicht weise seyn würden, wenn sie mit Regenten wären. Wenn aber nun der Fürst ein guter Herr ist, der des Landes Wohl zum Augenmerk nimt, der keinen andern als den besten Willen hat, seine Unterthanen zu beglücken — wenn er mit diesem Willen auch die Möglichkeit des Könnens verbindet und mit der Möglichkeit des Könnens die Thätigkeit des Ausführens — dann ist doch wohl keine Frage, ob ein Land, welches unter der Herrschaft eines einzigen aber trefflichen Fürsten ist, nicht besser sich befindet, als wo viele Köpfe sein Schicksaal bestimmen, die unmöglich überein und gleich gut denken und handeln können und wollen.

Der hellsehende Fürst kan mit einem Blicke frey über alles hinweg sehen, und späh'n, welches das bessere ist, anstatt daß jene immer auf einander schielen, ob auch einer wohl einen bessern Blick als er zu thun im Stande wäre.

wäre. Daraus entspringt die Unentschlossenheit, die nicht allein die beste Zeit oft verstreichen läßt, sondern zuletzt wohl gar noch aus dem schlechten das schlechteste wählt.

Edelmann. Und macht nur einmahl dem Pöbel weis, daß er etwas mehr als das ist, gebt ihm den ehrensollen Titel einer Nation, so werdet ihr Bescheidenheit in Pralerey, Arbeitsamkeit in Müßiggang verwandelt sehen. Wahrhaftig, dieser Freund hat von der Freyheit da gesprochen, wie sichs geziemt und gebührt. Es liegt viel wahres im Gedanken, daß für die Zukunft man nicht so sehr sorgen, als die Vergangenheit zum Muster sich nie wählen soll, wo der Erfolg den Wünschen nie entsprechen kan, da Zeiten alles ändern.

Doktor. Die Herren waren sehr uneinig, und sind izt schnell wieder einig geworden, weil beyde einerley verdorbene und der Natur der Freyheit entgegen strebende Grundsätze haben.

Franzose. Und ich kan nicht genug bewundern, daß ein Mann, der bloß von dieser

un-

unterdrückten sogenannten Freyheit lebt, sie wieder herbey wünschen kan.

Doktor. Es gab zu allen Zeiten unter den freyesten Nationen Rechtsgelehrte.

Franzose. Unter den freyesten Nationen? Die mügte ich kennen, die Freyheit hatten, und mehr als der Billigkeit bedurften. Da war jeder sein eigener Rechtsgelehrter, und seine Faust sein Korpus iuris. Wo Billigkeit aufhörte, da gieng das Recht an, und wo das Recht angeht, da hört die Freyheit auf. Das Verschwinden der Billigkeit war der Grund von der Entstehung des Rechts, denn weil sie nicht mehr statt fand, gab es Streit. Vorher, da jeder ihr Gehör gab, zankte keiner, und keiner war anderer Meynung als der andere, denn so wie einer etwas forderte, war seine Forderung billig, und da dem andern die Billigkeit eben so nahe am Herzen lag, widersprach er dem Billigen nie. Darin besteht die wahre echte Freyheit des Menschen, daß sein Nächster, Mensch, sein Wohl, und daß er des Nächsten Mensch

Mensch Wohl will. Wenn wir nicht nach diesen Grundsätzen Freyheit wiederherstellen können, so sollen wir uns in die Konvenienz schiffen, der wir einmahl unterliegen, und nach Gesetzen, denen wir uns einmahl unterworfen haben, uns richten.

Doktor. Ja, wenn sie Freyheit so ausdehnen, so giebt's gar keine mehr.

Franzose. Und eben weil es keine giebt, und keine geben kan, so soll man das Wort nicht misbrauchen, soll es nicht den Ohren der Unwissenden vorlegen, die mit ihm Ideen verbinden, die den Staat zerrütten müssen.

Edelmann. Das ist es eben, was auch ich sage, und warum ich anfangs so entrüstet war. Ich glaubte, sie wären ein Vertheidiger der Freyheit, die in Frankreich keimt, die Meineid schützen, und Bruderblut das Zeichen ihrer Stirn seyn wird. Daß jetzt Freyheit nichts weiter ist, nemlich was man Freyheit nent, als eine Veränderung der Form der Regierung, ist gewis, daß der arme dadurch nichts gebefert,

fert, oft noch verschlimmert wird, ist eine ausgemachte Sache, die wir bey so vielen Revolutionen schon gesehen haben, und bey dieser, so sie zu stande kömmt, auch sehen werden. Wie oft haben wirs nicht erlebt, daß Herscher vom Thron gestossen wurden, doch aber immer nur ihre Person, nicht ihre Macht.

Man nennet in manchen Ländern die Völsker frey, die von vielen aus ihren Mitteln beherrscht werden, und doch trifft man dort der Ungerechtigkeiten eben so viel, und oft noch solche an, die aus den Zeiten der Barbaren und Tyranney des Aberglaubens sich kaum denken lassen. Freye Republiken, die sich mit ihrer Freyheit brüsten, verbranten Hexen und ließen Geistliche enthaupten. Und jene sogenannte Hexen und der so mißverständene Verräther des Vaterlandes bezahlten ihre Freyheit theuer, denn unter der Obhut eines souverainen Fürsten, wären beyde nie umgekommen, hätten nie ein so schreckliches Ende erlebt. So lange Blutzurichte nöthig sind, ist keine Freyheit möglich, und

und daher lehre man ein Volk nicht mit etwas spielen, was seine Verbindlichkeiten aufheben, und es zu Unmenschen machen muß. Kein Streben nach der Freyheit war noch, wo nicht Menschlichkeit verläugnet worden wäre, wo nicht Raub und Mord die Lösung gegeben hätten, und Raub und Mord die Schöpfung geschändet.

Doktor. Ey, ey, das muß vorweggehen, wenn dem Despotismus und der Unterdrückung Einhalt geschehen soll. Daß da nun freylich manche Ausschweifung mit vorfällt, weil so viele Menschen eben durch den Despotismus böse und tükisch geworden, das thut nichts, läßt sich auch nicht ändern. Wenn die ersten blutigen Auftritte bey so einem Aufruhr vorbeyst sind, dann giebt sich alles, dann kehrt alles in die Schranken wieder zurück, wohin sie gehören und --

Franzose. Und dann entsteht eine neue Regierungsform statt der alten. Man sieht euch Herren von dem Rechte doch gleich an, daß ihr unruhige Köpfe seyd, weil ihr des Rechts zu viel im Kopfe habt; das muß sich
wirz

wirwarren, und unter einander rütteln, daß hernach lauter neue Begriffe zum Vorschein kommen, und weil das Recht sich drehen und wenden läßt, so dreht und wendet ihr euch auch, und bleibt unbekümmert darüber, was fürs ganze daraus entsteht, wenn ihr nur euer selbst gesponnenes Recht durchsetzen könnt. Da haltet ihr denn auch Freyheit für Recht, die doch so wenig mit einander harmonisches haben.

Nein, jede Revolution ist Zügellosigkeit, und immer Zufall bloß, wenn etwas gutes daraus entspringt. Nichts kann Raub und Mord entschuldigen, denn sie haben nie gute Absichten. Sie sind auch nicht, die dem Despotismus Einhalt thun, denn in dem Augenblick, da sie unternommen werden, ist dieser Despotismus in weit ärgerm Maasse da, und wird zur Tyranny. Wer unter dem Titel der Freyheit raubt und mordet, sey es einer oder mehrere, der ist der erste, ärgste Tyrann, und ein Volk, was unter dieser Rubrik seinen Oberherrn angreift, seine Gesetze mit Füßen tritt, seine

Mit-

Mitbrüder umbringt, kan kein edles Volk genannt werden.

Doktor. Und welchen Weg wolten sie denn wohl angeben, durch den ein Volk, wenn es unterdrückt würde, zur Erlangung seiner natürlichen Rechte kommen könnte? der Rechte, die es sichern sollten, wenigstens nicht zu verhungern?

Edelmann. Durch den allernatürlichsten Weg, nemlich durch den, sich alle zu vereinigen, und eine Vorstellung ihrer Unterdrückungen an ihren Oberherrn gelangen zu lassen. Als ob anstatt des tumultuariſchen Vorfahrens nicht ein gelindes gewählt werden könnte — als ob man nicht, wenn man ſich haufenweiſe vor ſeinen Fürſten verſamlete, ſich verſamlen könnte, wie wenn man geht, um ein Feuerwerk zu ſehen. Die Menge Menſchen im Schauſpielhauſe ſind ja ſtill, und horchen aufmerkſam zu, wenn eine Stelle rezitirt wird, die ihnen ans Herz greift. Und was könnte mehr ans Herz greifen, als wenn der Repräſentant vor einem Haus

Hausen jammernder Unterthanen zum Fürsten derselben redet, ihr Elend ihm schildert, und ihre Noth zu hemmen ihm vorträgt. Welcher Fürst würde sich durch diesen Anblick nicht erweichen lassen, welcher würde nicht weinen, welcher würde nicht sagen: Ich will euch helfen! Und dann, bey Gott, würde es nicht beynt Willen bleiben — Er würde alles aufbieten, um wirklich zu helfen — er würde keinem Lasterer mehr Gehör geben, der ihm sein Volk zuwider, und seine Pflicht zur Schande machen wolte. Nein, dann würde er als Vater sich zu ihnen gesellen, aus ihren Mitteln welche zu rathe ziehen, und mit ihnen gemeinschaftlich überlegen, wie ihre Rettung zu befördern wäre.

Doktor. Doch wenn er nun gerade Despot wäre, und wolte nicht, und brauchte Thätlichkeiten gegen diese Hausen?

Stanzose. Das kan er nicht, das wird er nie. Ein Fürst, und sey er noch so grausam, wird dann doch erweicht, wenn man mit Gutes

ihm begegnet. Seine Wuth, wenn er wütend ist, liegt immer, wenigstens zum Theil, mit in dem Betragen seines Volks und in den Bildern, die die Großen ihm davon machen, und in der Furcht, die sie den Individuen gegen ihn beyzubringen wissen. Dadurch halten sie ihn zurück, und machen, daß sein Volk sich ihm nicht naht. Sie trennen beyde von einander. Man zeige aber dem Monarchen seine Unterthanen im rechten Lichte, und er wird sie auch von einer ganz andern Seite betrachten, wenn er gleich grausam war. Und wollen die, so ihm angehören, die so immer um ihn sind, ihm dieses Licht seines Volks nicht zeigen, nun so zeige es ihm sich selbst darin.

Und nun den Fall genommen, daß er ganz Unmensch wäre, daß dies ihn nicht erweichen könnte, so steht er entweder ganz allein, oder doch nur mit wenigen gegen die Menge. Seine Macht wird dann ja von sich selbst ohnmächtig — die meisten derer, die auf seiner Sei-

te waren, werden sicher auch von so allgemeinen Flehen gerührt — und treten von ihm ab.

Edelmann. Ueberhaupt gehört entseztlich viel dazu, wenn ein Fürst verdienen sollte, daß man Revolten gegen ihn anzettelt. Nichts ist gewisser, als daß, wenn er so sehr Tyrann wäre, schon alles wider ihn seyn, und auch dann man dadurch, daß man ihn durch aller Stimme übertäubte, man ihn zurechte bringen würde, daß er einwilligte! Allein wir reden da von Chimären, von Luftgestalten, und von Hirngespinnsten, denn wo ist jezt ein Fürst, von dem man sagen könnte, er sey Tyrann, wo ist ein Fürst, der nicht aufs Flehen seiner Unterthanen hörte, und wo es nicht geschieht, da ist ganz sicher seiner Hofslinge Schaar und die Schiefheit der Einrichtungen schuld, wie es das Beyspiel jezt in Frankreich zeigt.

Franzose. O sicher, unser König liebt uns, und ist von uns geliebt, allein die, welche ihn lieben, dürfen sich gerade ihm nicht nahen, weil ihnen der Weg verschlossen ist. Die ihn be-

muzen wollen, sind um ihn, und ihnen dankt er es, daß er hart gegen seine Unterthanen ist. Vielleicht geht aber alles besser als wir denken. Ich wette, die französische Nation will ihren König nicht stürzen, will nur seine Liebe wieder erobern, die man ihm entzogen hat. Dahin zielen alle Anstalten der Pariser. Sie haben Ordnung gemacht, so daß der Pöbel nicht ausschweifen kan. Sie wollen nicht frey seyn von dem Regenten, nein ihre Freyheit ist nur von den Bedrückungen zu verstehen, die wirklich ungerecht sie von den Bucherern und Geldsaugern erdulden müssen.

Doktor. Ich bleibe dabey, völlige Befreyung vom Monarchen ist ihr Zweck. Man wird es schon erleben, daß sie sich von ihm befreyen. Ich kenne einen Klub hier, der nach den heutigen Nachrichten den nächsten in der festen Hofnung entgegen sieht, daß er den Untergang des königlichen Hauses darin erfahren werde.

Stans

Franzose. O das ist eine schändliche Hofnung! Behüte doch der Himmel jedermann dafür, so etwas nicht einmahl zu denken, geschweige denn auszusagen. Wer kan nur eine solche Hofnung hegen? Es wäre ganz entsetzlich, wenn man sich denken könte, daß in unsern Zeiten ein polizirtes Volk eines Königsmords fähig wäre. Nein! Nein, das nimmermehr in Frankreich. Mein Leben lasse ich dafür.

Doktor. Ich wünsche es nicht, und es kan mich auch weiter nicht interessiren.

Franzose. Sie nicht interessiren? O wohl mir, Herr, daß ich ihr Herz nicht habe — wohl mir, daß wenigstens ich fühle, was das ist! Wer kalt dabey bleiben kan, wenn solche Dinge noch in unsrer Welt als möglich angenommen werden können, mit dem kan ich nie Freundschaft haben. Mit uns ist's aus. Wir sind geschiedene Leute. Ich betrete nie ihr Haus wieder.

Edelmann. Recht so, mein Freund! Wir wollen dafür desto inniger werden. Sie sind

mein Mann, und fast glaube ich, ich hatte unrecht, daß ich anfangs ihrer Meynung nicht beypflichtete. Jetzt glaube ichs, daß der dritte Stand, wenn er vernünftige Repräsentanten hat, nur Mißbrauch des Adels und der Geistlichkeit verdrängen, nicht aber auf das ganze schädlichen Einfluß haben wird. Ich liebe sie um ihrer Wärme willen für ihre Nation und ihren König. Sie wissen beyde zu lieben, und beyde recht zu beurtheilen. Lassen wir den Mann, der der Billigkeit sein Recht vorzieht. (beyde gehen ab)

Doktor. Ey was! Schmäht immerhin. Veränderung muß in der Welt seyn, und es müssen auch Königreiche untergehen. Nach meinem System ist Frankreich schon verloren. Sein König ist dahin. Die Bürger werden sich schon einander aufreiben. Es wird eine Barbarey entstehen. Die Nachbarn werden sich entweder in die Länder theilen, oder die Franzosen machen eine eigne Republik. Probatum est.

Ver.

B e r l i n

am 30ten Juli.

Ein grüner Rasenplatz in der Charlotten-
burger Gegend

Verschiedene Spaziergänger, aus
denen sich ein Schauspieler, ein Ar-
tillerie-Offizier, ein Fude von Dis-
tinktion, und eine junge Dame
mit einer Matrone zusam-
mengefallen.

Art. Offizier.

Haben sie die Neugierit gehört? Der Pö-
bel in Paris hat die Bastille erobert.

Schauspieler. D nennen sie die Tapfern
doch nicht Pöbel. Es ist ein Meisterstück, das
Zahrtausende nicht vergessen können. Es ist
eine Handlung, die die Ehre der Menschheit

M 4

selbst

selbst übertrifft. Es ist die edelste in unserm ganzen Jahrtausend, vielleicht in allen Zeitaltern. Es setzt die französische Nation so hoch hinauf, daß alle sich vor ihr verbergen müssen. Es ist nicht Pöbel, es ist Heldenwerk!

Art. Offizier. Wer will denn das damit sagen, was sie deuten. Ich verbinde mit dem Ausdruck Pöbel kein niedriges Gefühl. Ich nenne so die Klasse der arbeitssamsten Menschen, die Klasse, die wir immer ehrenvoll betrachten müssen. Ich zweifle, ob ihre Bewunderung so weit steigen kan, als die meinige. Eine Befestigung, an der vielleicht tausende von regulären Truppen sich die Köpfe zerstoßen hätten, wird von halbbewafneten, halbnakten, unregelmäßigen, zusammengelaufenen Bürgern weggenommen, die man Gefindel nennen könnte, wenn nicht ihre Thaten sie so sehr auszeichneten.

Matrone. Um Vergebung, mein Herr, da ist auch wohl viel Menschenblut vergossen worden. Das muß recht lamentable anzusehen gewesen seyn, und doch auch unterhaltend.

Wahr-

Wahrhaftig, zusehen hätte ich wohl mögen — denn ein solches Spektakel erlebt man nicht alle Tage, und die auf unsern Schaubühnen stellen es doch ganz erbärmlich und gar nicht im Ernste vor, wenn auch einmahl so eine Revolution bey ihnen ausbricht.

Schauspieler. Sie sprechen wie ein Buch Madam. Wahrhaftig, das behagte ihnen wohl, wenn allemahl in Trauerspielen die Helden wirklich tödteten und getödtet würden. Wie aber, wenn sie nun eine Schauspielerin wären?

Matrone. Gott bewahre mich für einem so sündlichen Leben! Auch spreche ich nicht gern mit Komddianten, und ihre Vertheidigung läßt glauben, daß sie zu der Zunft gehören. Ich spreche mit dem Herrn da, der soll mir etwas von der Eroberung der Bastille erzählen.

Art. Offizier. Nun, Madam, man hat das Nest halt angegriffen, und sich darin herumgezelt. Man hat den Gouverneur in Stücke zerrissen, und seinen Kopf auf eine Stange gestekt.

— Dame. (in Ohnmacht fallend) Ach, das ist ja himmelschreyend grausam!

— Jude. (näher sich und hält ihr ein Flacon vor) Madam, belieben sie zu riechen. Es wird ihnen bald besser werden.

Matrone. Mon ange! Sie haben schwache Nerven. Wie wird es ihnen erst gegangen seyn, wenn sie wirklich den Kopf gesehen hätten. Man kan pitie mit einem Unglücklichen haben, allein man muß sich auch zu fassen wissen. Ach sie erholt sich wieder. Freylich war es hart, daß es ein Gouverneur war. Mon dieu! Man hätte ja wohl einen Gemeinen dazu nehmen können.

— Jude. Sie reden gewiß von der Eroberung der Bastille. Es ist ein schrecklicher Tumult gewesen, doch läßt sich bis jetzt noch nichts gewisses darüber sagen. Trösten sie sich daher, meine süße Schöne. Die Grausamkeit ist ja den Franzosen nicht angeboren, warum solten sie denn eben igt dieser Leidenschaft sich ergeben. Was man in Zeitungen von solchen

Din-

Dingen ließt, ist selten ungeschmückt. Die Herren nehmen, um sich mehrere Leser zu verschaffen, die Blumen zu Hülfe, und dehnen die Grausamkeit in verschiedene Aufzüge, damit sie desto blendender für die Einbildungskraft werden soll. Erlauben sie mir, daß ich sie ein wenig in jenen Gängen umher führe. Bewegung wird ihnen nützlich seyn, und wenn die Herren etwa wieder einer grausen Scene Erwähnung thäten, könnte ihr Zufall sich reitieren.

Marrone. Ja thun sie das, mein Herr. Mon ange, ein wenig Bewegung wird ihre Zufälle gewiß bessern.

Dame. Ich wünsche mich wirklich zu entfernen, denn ich kan das Wort Blut nicht einmahl aussprechen, ohne zum heftigsten angegriffen zu werden.

(Indem sie es ausspricht, verfällt sie in ein Zittern, von dem sie mit etwas Mühe zu sich gebracht, und von dem galanten Juden fortgeführt wird.)

Schauspieler. Über unsre Zeiten. Vor Alters waren unsre Damen doch ein wenig starker. Jetzt kan man sie umblasen. Ein Lüftgen

gen tödtet sie, und ein Nadelstich bringt ihr Blut in Wallung.

Matrone. Sie glauben wohl gar, mein Herr, daß das Affektation war. Sie denken, weil sie immer falsche Rollen spielen, spielt man sie im gemeinen Leben auch. Wissen sie wohl, daß die Schauspieler vor Zeiten nicht ehrlich waren?

Schauspieler. Leider, und die Kupplerinnen waren es immer.

Matrone. So? — nun! was soll denn das hierher?

Schauspieler. Es soll nur eine Parallele zu ihrer Unehrlichkeit seyn. Ein Compliment ist des andern doch wohl werth. Daß indessen unser weibliches Geschlecht izt größtentheils affektirt, ist wohl eine sehr ausgemachte Sache, und wenn wir uns nach Paris verfügen müßten, wir wolten sehen, ob nicht eben izt der Zeitpunkt eingetreten ist, wo Affektation der Weiber auf den Gipfel gestiegen. Meine Nachrichten daher lauten wenigstens, daß in allen
Arten

Arten und Gattungen sie sich zeigt, daß man sie bey dem Bürgermädgen, wie bey der ersten Dame findet, daß sie dort in Empfindsamkeit, und hier in Muth sich darstellt, daß das Brästen mit der Freyheitsliebe Bonton auf einer Seite, und das in Ohnmacht fallen, necessité auf der andern geworden.

Marrone. Es ist für sie wohl sehr gut, daß sie nicht in Paris sind, sonst würden Bonton und necessité ihnen wechselsweise die Augen austragen, und ich würfe selbst den Strik um ihren Hals.

Art. Offizier. Viel Ehre für den Herrn, Madam. Doch lassen wir igt die Lappalien, und gehen wieder zu der Sache selbst. Mein Herr — nein! — mein Ausdruck Pöbel war sehr gut gemeint, und faßte nichts weniger als etwas ehrenrühriges gegen die braven Pariser in sich. Es ist doch eine herrliche Sache um Bestungen, und wenn ich Commendant in der Bastille gewesen wäre, man hätte wahrlich mir nicht so kommen sollen, obgleich ich jezt
recht

recht froh bin, daß es so gekommen ist. Laurus hatte sein Schicksal doppelt verdient, denn einmahl war er seinen Pflichten nicht getreu gewesen, und zweytens war er ein bekantter Väterich. Nach allem, was man mir davon erzählt, muß er der Menschen viele, sehr viele unglücklich gemacht haben. Und eine solche Bestung sich wegnehmen zu lassen, die wahrhaftig gar für unüberwindlich gehalten wurde, und die eine ganze Stadt so lange Zeit im Zaum gehalten, das war doch schändlich. In einem Tage — in wenig Stunden hat man sie erobert.

Schauspieler. Ihr Wort in Ehren, aber das mag wohl anders seyn. Man sagt mir, man habe selbst die Thore gedfnet, um durch gütige Unterhandlung die Sache zu beendigen. Und bey gedfneten Thoren mag denn wohl für so viel Menschen eben keine Hererey seyn, das zu vollbringen. Doch wir wollen uns nicht darüber streiten, wie sie in die Hände der Eroberer gekommen. Genug sie haben

Haben sie. Das ist das große, das wichtige bey dieser Sache. Der Tempel der Ungerechtigkeit ist zerstört. Die Schande der französischen Regierung liegt in Trümmern, und wird zum Wohl der Menschheit ewig in Ruinen bleiben. Man wird gewis an keine Bastille wieder denken. Ihr Name wird ein Fluch seyn. O man hat da Ungerechtigkeiten aufgedeckt!

Matrone. Wenn man das Archiv derselben nicht verloren hat, so bekommen wir doch etwas neues hübsches zu lesen.

Schauspieler. Ich wünsche mir das nicht Madam. Ich wolte, jede Nachricht wäre mit verloren, ich wolte, daß man sich zum Gesetz machte, auch das Andenken an diese Ungerechtigkeiten zu tödten, daß man nie wieder etwas davon vorbrächte, noch erneuerte, wie grausam Menschen mit Menschen umgehen konnten. Die wahren Dinge, die da verfielen, bekommen wir doch nicht zu lesen. Den Menschen daraus zu studieren, ist unmöglich. Fiktionen derer, die sich dieser Arbeit unterzogen, sind es, die auf

una

unser Herz Eindruk machen, und ungerecht können wir dem selbst werden, wenn sie die Grausamkeiten noch vergrößern, und wir als geschehen annehmen, was doch nicht geschah.

Arr. Offizier. Da widersprech ich ihnen. Es ist bekant genug, daß Menschen in diesem höllischen Kerker ihr Leben ausgehaucht, und was ist schändlicher und was kan mit grausern Farben geschildert werden, als das? Kan Menschlichkeit tiefer herabsinken. Lassen sie immer unsre Dichter die Grausamkeit schauernd mahlen — desto eher beben unsre Zeitgenossen zurück.

Schauspieler. Und desto leichter beurtheilen sie ihre eignen. Nein, man solte den allerkleinsten Grad von Grausamkeit schon als die größte Ungerechtigkeit darstellen. Man solte schlechterdings bloß auf das feinste Gefühl Rücksicht nehmen, denn man stumpft es ab, wenn man das gröbere Muster seyn lassen will.

Ende des ersten Bändgen.

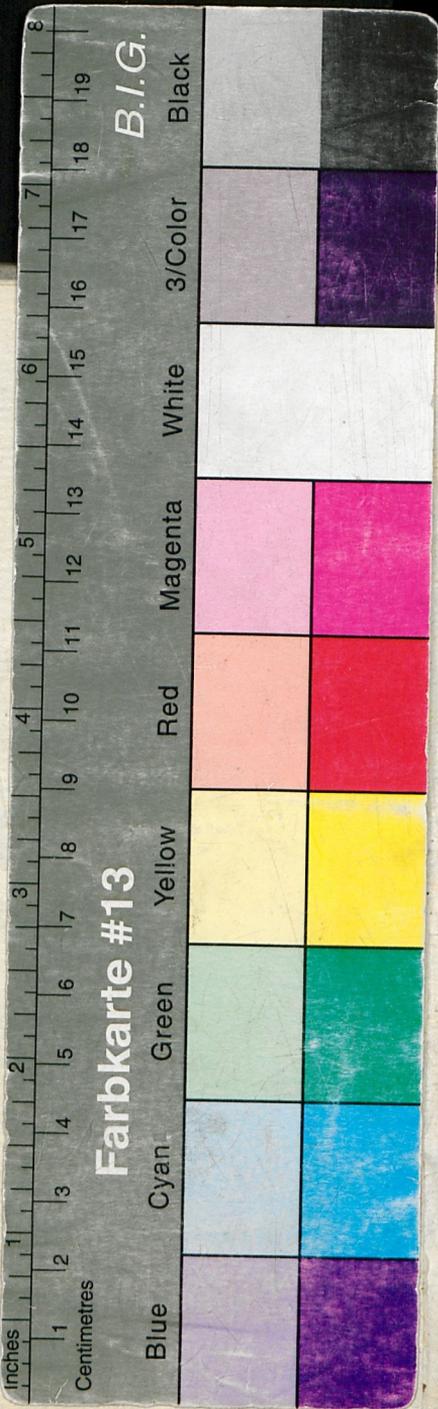
B 429H (1)

VD 18

ULB Halle
006 301 398

3





E u r o p a

vor, über, und nach dem vierzehnten

Julius.

Erstes Bändgen.

Dresden und Leipzig,
in der C. C. Richterschen Buchhandlung
1791.